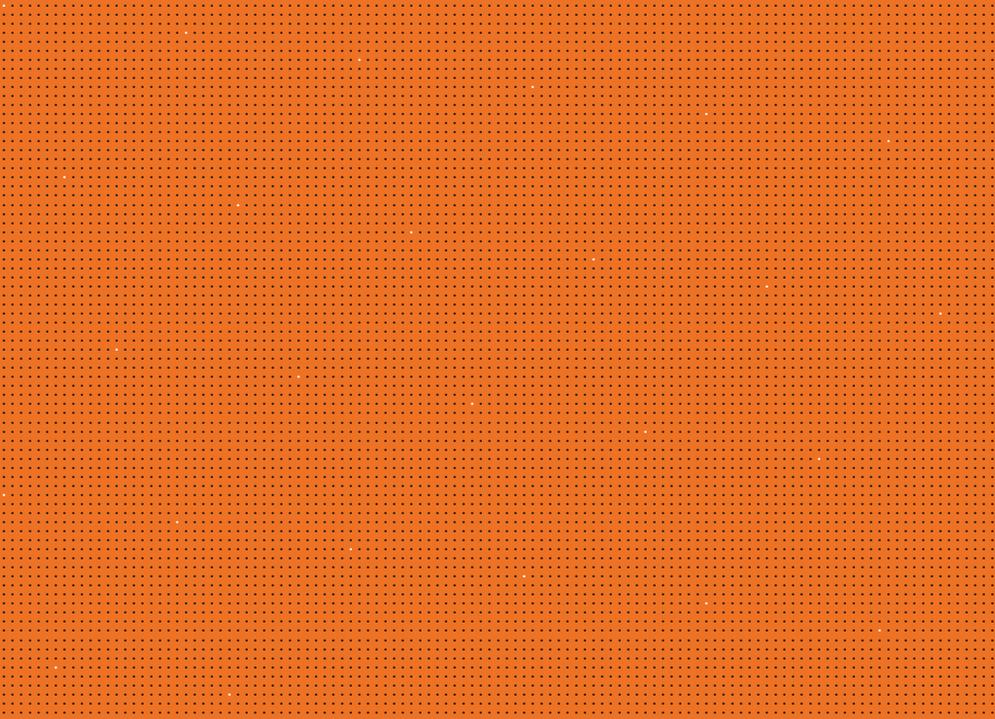


GWZ ZAS zfl ZMO



**25 Jahre
Geisteswissen-
schaftliche
Zentren Berlin**

25 Jahre Geisteswissen- schaftliche Zentren Berlin

*Herausgegeben von den ///
Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin*

GWZ ZAS zfl ZMO

Vorwort	4
25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin – eine Übersicht	6
Vom Problemfall zum Modellfall – ein wissenschaftspolitisches Lehrstück <i>Sigrid Weigel</i>	8
Aktuelle Perspektiven <i>Ulrike Freitag, Eva Geulen und Manfred Krifka im Gespräch</i>	15
Vom ZISW zum ZAS <i>Kerstin Schwabe</i>	38
Experimentelle Pragmatik – Etablierung eines neuen Forschungsgebiets <i>Nicole Gotzner</i>	44
Theoretisch und angewandt – Mehrsprachigkeitsforschung <i>Natalia Gagarina, Manfred Krifka</i>	48
Vom Akademieinstitut zum ZfL – Geist und Geschichte <i>Ernst Müller, Franziska Thun-Hohenstein</i>	68
Das Konzept der Generation – ein Projekt und seine Erbschaften <i>Stefan Willer</i>	75
Neue Normalitäten – Stil heute <i>Claude Haas</i>	80
Multiple Übergänge – das Werden des ZMO in der Erfahrung ehemaliger Mitarbeiter <i>Dietrich Reetz, Achim von Oppen</i>	102
Translokaltät – ein Kernbegriff zur Erforschung grenzüberschreitender Beziehungen im Globalen Süden <i>Katrin Bromber</i>	110
Umwelt und Gerechtigkeit in Afrika und Asien <i>Katharina Lange</i>	116
Impressum	124

Vorwort

Eigentlich sollte das Bändchen 25 Jahre GWZ, das Sie in Ihren Händen halten oder auf Ihrem Bildschirm betrachten, im Rahmen einer spätsommerlichen Festveranstaltung im September 2021 im Garten des Leibniz-Zentrums Moderner Orient vorgestellt werden. Die – noch immer anhaltenden – Auswirkungen der Covid-19-Krise haben dies leider verhindert. So können wir nur in schriftlicher Form an das Vierteljahrhundert erinnern, in dem wir wurden, was wir heute sind: drei gut etablierte wissenschaftliche Einrichtungen mit etwa 150 Forschenden, die im Rahmen der Leibniz-Gemeinschaft mit wegweisenden und weltweit beachteten Beiträgen unser Wissen um Geschichte, Gesellschaft, Kultur, Literatur und Sprache bereichern.

Es hätte auch ganz anders kommen können. Der erste Beitrag von Sigrid Weigel, Direktorin des ZfL von 1999 bis 2015, erinnert an die geschichtlichen und wissenschaftspolitischen Konstellationen der Gründung der Geisteswissenschaftlichen Zentren. Sie zeichnet dabei die wechselvolle Entwicklung nach, in deren Verlauf sich drei in einer historischen Umbruchzeit als befristet konzipierte Einrichtungen durch ihre Forschungsleistungen dauerhaft etablieren konnten. Wir teilen unsere Geschichte im Rückblick gern in drei Perioden ein – Projektförderung durch die DFG, Programmförderung durch das BMBF (jeweils mit Grundausrüstung des Berliner Senats) und schließlich institutionelle Förderung in der Leibniz-Gemeinschaft. Sigrid Weigel beschreibt die vielen kleinen und auch großen Schritte, die für den Sprung in diese jeweils unterschiedlichen Existenzformen notwendig waren, und erinnert insbesondere an den entscheidenden Beitrag von Eberhard Lämmert. Wir danken ihr an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich für ihre um- und weitsichtige, auch kräftezehrende Arbeit, ohne die wir nicht wären, wo wir heute sind. Besonderen Dank schulden wir auch dem Wissenschaftsrat, der die Entwicklung der GWZ mit sorgfältigen Gutachten und weisen Empfehlungen ermöglicht hat, der zuständigen Berliner Senatsverwaltung, die uns dabei kontinuierlich unterstützt hat, der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Bundesministerium für Bildung und Forschung, die 1996 und 2008 auf unsere besonderen Förderbedürfnisse eingegangen sind, und schließlich der Leibniz-Gemeinschaft, die uns ab 2017 in den Kreis ihrer Mitglieder aufgenommen hat.

Im zweiten Beitrag reflektieren die derzeitigen Leitenden der drei Einrichtungen die Arbeit in ihrer gegenwärtigen Existenzform. Wie versuchen wir, die Kluft zwischen Geistes- und Naturwissenschaften zu überbrücken? Wie verbinden wir Grundlagen- mit angewandter Forschung? Wie integrieren wir nichtwestliche Perspektiven in die Konzeptionierung unserer Forschung? Wie stehen wir zu der sich verändernden Publikationspraxis im digitalen Zeitalter? Wie stellen wir unsere Forschungsergebnisse in der Öffentlichkeit dar? Wir danken Astrid Herbold für das anregende Gespräch, das uns im März zum ersten Mal in der Covid-19-Krise wieder vor Ort zusammengebracht hat, und hoffen, dass es einen Eindruck unserer Arbeit und auch unserer Hoffnungen für die Zukunft vermittelt.

Die Beiträge aus den drei Zentren behandeln jeweils Geschichte, Gegenwart und Zukunft. An erster Stelle geben ZAS, ZfL und ZMO Einblicke in die Entstehung der drei

Zentren aus Instituten der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR – aus der Perspektive von langjährigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Kerstin Schwabes Erinnerungen gehen zurück zur Vorgängereinrichtung des ZAS, dem Zentralinstitut für Sprachwissenschaften. Ernst Müller und Franziska Thun-Hohenstein erinnern sich daran, wie das Zentralinstitut für Literaturgeschichte zum ZfL wurde. Und Dietrich Reetz und Achim von Oppen unterhalten sich über ihre Erfahrungen mit dem ZMO, das aus der Abteilung »Geschichte der Entwicklungsländer« des Instituts für Allgemeine Geschichte hervorging.

Im Anschluss an diese Längsschnitt-Darstellungen wird gezeigt, wie die GWZ neue Forschungsgebiete erschlossen haben. Nicole Gotzner, mittlerweile Leiterin einer Emmy Noether-Nachwuchsgruppe an der Universität Potsdam, berichtet über das Forschungsprogramm der Experimentellen Pragmatik, welches das ZAS im Rahmen eines DFG-Schwerpunktprogramms seit 2014 wesentlich vorangetrieben hat. Stefan Willer, mittlerweile Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin, zeichnet die Untersuchungen des ZfL zum Generationskonzept und zum Begriff des Erbes in all ihren Facetten nach. Katrin Bromber stellt die Translokalitätsforschung des ZMO vor, die historische und aktuelle Beziehungen zwischen verschiedenen Regionen Asiens, Afrikas und des Nahen Ostens zum Gegenstand hat. Dass zwei dieser Kolleg*innen die Zentren vor Kurzem verlassen haben, gibt uns Gelegenheit darauf hinzuweisen, dass die Arbeit in den Geisteswissenschaftlichen Zentren für zahlreiche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zur Berufung auf eine Professur geführt hat – ein erklärtes Gründungsziel der GWZ. Dies gilt insbesondere für die ersten Jahre: Bis 2011 waren es nicht weniger als 72 Personen, etwa ein Drittel der überhaupt Beschäftigten, seitdem wurden weitere 26 Personen berufen.

Die abschließenden Beiträge befassen sich mit aktuellen Forschungsschwerpunkten der drei Zentren. Für das ZAS beschreiben Natalia Gagarina und Manfred Krifka, wie das Thema des multilingualen Spracherwerbs aufgrund der wachsenden Mehrsprachigkeit in der Gesellschaft mehr und mehr an Bedeutung gewinnt. Claude Haas untersucht für das ZfL das Problem des Stils in der Gegenwartsliteratur und im Verhältnis zu modernen Lebensstilen. Für das ZMO führt Katharina Lange aus, was ungerechte Ressourcenausbeutung und Umweltzerstörung für den globalen Süden bedeuten und wie sie aus der Perspektive der betroffenen Gesellschaften wahrgenommen werden.

Ersatz für angeregte Unterhaltungen während des geplanten Sommerfestes kann dieses Bändchen kaum bieten. Wir hoffen aber auf eine anregende Lektüre und freuen uns auf das nächste Jubiläum.

Ulrike Freitag, Eva Geulen, Wolfgang Kreher, Manfred Krifka

VORSTAND DER GWZ, JUNI 2021

1947–1991

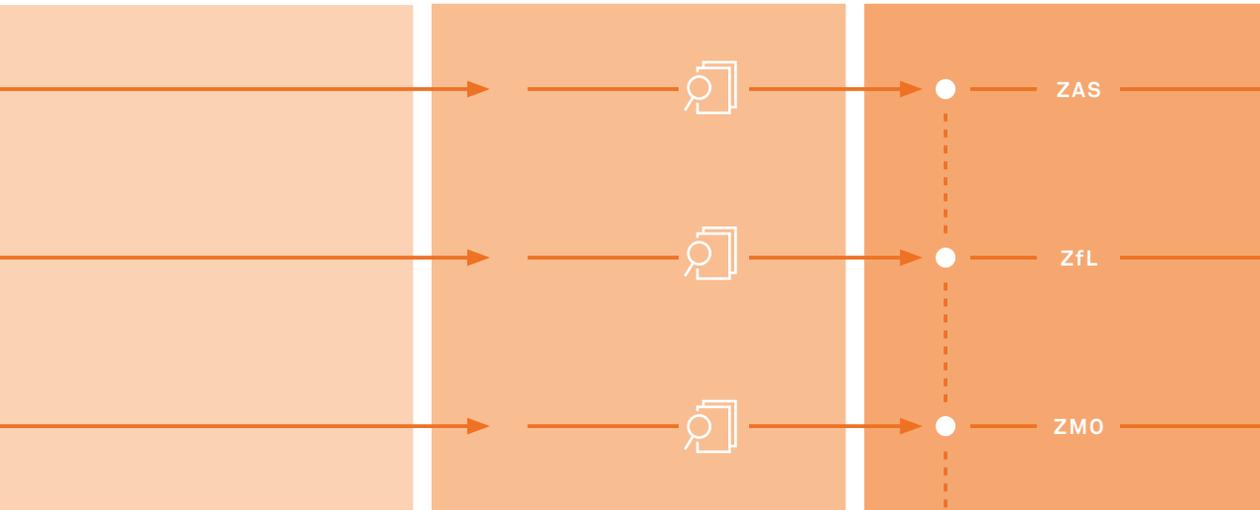
Akademie der Wissenschaften
der DDR

1992–1995

Förderungsgesellschaft Wissen-
schaftlicher Neuvorhaben mbH

4. Oktober 1995

Gründungsversammlung
der Geisteswissenschaftlichen
Zentren Berlin e.V.



1994

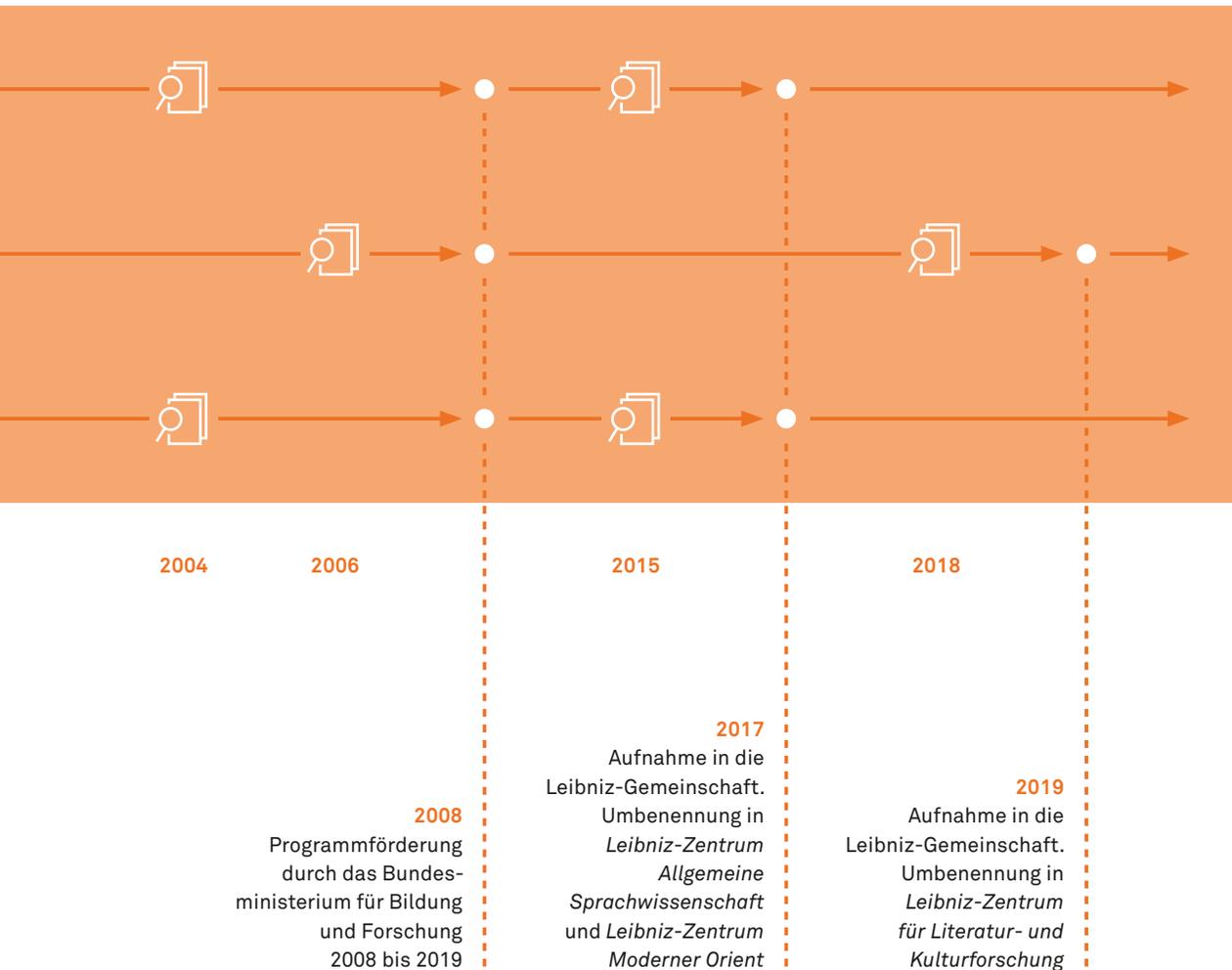
Gutachten des
Wissenschaftsrats



1996

Das Zentrum für All-
gemeine Sprachwissen-
schaft, Typologie und
Universalienforschung,
das Zentrum für Litera-
turforschung und das
Zentrum Moderner Orient
nehmen mit Förderung
der Deutschen For-
schungsgemeinschaft
ihre Arbeit auf.

25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin e.V.



Vom Problemfall zum Modellfall – ein wissenschaftspolitisches Lehrstück

Sigrid Weigel

Im Rückblick auf die 25 Jahre seit Gründung der Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin (GWZ) Anfang 1996 zeigt sich, wie sehr in ihrer wechselhaften Geschichte die zentralen Weichenstellungen mit signifikanten Krisen- und Entscheidungsmomenten der deutschen Wissenschaftspolitik verknüpft waren. So verdanken sich Entstehung und etappenweise Etablierung der Zentren mehreren außergewöhnlichen Konstellationen. Zugleich gibt es wohl wenige Forschungseinrichtungen, deren Verstetigung so hürdenreich verlief und die sich trotz erfolgreicher Forschung gegen so viele Widerstände durchsetzen mussten. Immerhin sind 25 bzw. 27 Jahre ins Land gegangen von der Einrichtung von Forschungsschwerpunkten (FSP) aus ausgewählten Vorhaben der aufgelösten geisteswissenschaftlichen Institute der Akademie der Wissenschaften der DDR (AdW) Anfang 1992¹ bis zur Aufnahme der Berliner Zentren in die Leibniz-Gemeinschaft (ZMO und ZAS 2017, ZfL 2019). In dieser Zeit haben sich die Zentren aber vom ›Problemfall‹ zum Modell für die Forschungsförderung in den Geistes- und Kulturwissenschaften entwickelt.

Dabei treten zwei wissenschaftspolitische Entwicklungen besonders deutlich hervor. Die erste, die einen eher holperigen Verlauf nahm und den sogenannten Problemfall hervorbrachte, betrifft die Jahre unmittelbar nach der Wende; die zweite, in der die GWZ zum Modell avancierten, die forschungspolitische Aufwertung der Geisteswissenschaften und die Neuausrichtung ihrer Förderung Mitte der 2000er Jahre. Während das ›Problem‹ kein selbst produziertes war, sondern einer doppelten Asymmetrie entsprang (zwischen West und Ost wie zwischen Natur- und Geisteswissenschaften), basiert die Tatsache, dass die GWZ zur Blaupause der förderpolitischen Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) unter dem Titel »Freiraum für Geisteswissenschaften« werden konnten, auf deren exzellenter Bewertung durch den Wissenschaftsrat (WR) im Jahre 2004 (ZAS und ZMO) und 2005 (ZfL).²

1 Es wurden – im Rahmen der von der Max-Planck-Gesellschaft eingerichteten und betreuten Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH – sieben Forschungsschwerpunkte eingerichtet: Zeithistorische Forschung, Wissenschaftsgeschichte und Wissenschaftstheorie, Europäische Aufklärung, Moderner Orient, Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung, Literaturforschung, Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas.

2 Wissenschaftsrat: »Empfehlung zur Zukunft der Geisteswissenschaftlichen Zentren«, in: *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland*, 27.1.2006, S. 101–113.

Start mit Hindernissen

In den Nachwendejahren herrschten – im Blick auf die Forschung – eigentlich günstige Ausgangsbedingungen. Denn hier stand das Defizit geisteswissenschaftlicher Forschungseinrichtungen, das namhafte westdeutsche Wissenschaftler in ihrer *Denkschrift Geisteswissenschaften heute* für die alte BRD diagnostiziert hatten,³ einem Überangebot an handverlesener Forschung aus der ehemaligen DDR⁴ gegenüber. Doch die WR-Empfehlung, aus diesem Potential geisteswissenschaftliche Forschungszentren zu bilden,⁵ traf auf die Mentalität einer Übernahmepolitik der Nachwendejahre, als sich der Umbau der akademischen Landkarte weitgehend als Bewegung von West nach Ost gestaltete.⁶ Und so entschied sich die Max-Planck-Gesellschaft (MPG) denn auch, von den Forschungsschwerpunkten aus der AdW⁷ nur dem für Wissenschaftsgeschichte die Weihen einer Aufnahme in ihre Reihen zuteilwerden zu lassen und ein entsprechendes neues Institut zu gründen – obwohl zu dem Zeitpunkt von den 65 Max-Planck-Instituten nur vier »auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften tätig« waren.⁸ 1994 folgte eine erneute Empfehlung des WR zur Etablierung Kulturwissenschaftlicher Forschungskollegs, nun explizit mit der doppelten Zielsetzung, ein neues Förderinstrument im Sinne der *Denkschrift Geisteswissenschaften heute* zu schaffen und damit zugleich einen institutionellen Rahmen für die Fortführung der Forschungsschwerpunkte. Nach endlosen, mühevollen Verhandlungen zwischen Bund, Ländern und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) konnten Anfang 1996 schließlich sechs Geisteswissenschaftliche Zentren (drei in Berlin, zwei in Potsdam und eines in Leipzig) ihre Arbeit aufnehmen: befristet auf zwölf Jahre.

Ich erinnere mich noch gut an eine dieser Entscheidungen vorangegangene Sitzung in Berlin, in der die Länder um die Aufnahme einzelner Zentren konkurrierten. Als Vertreterin der Landeskommission des Wissenschaftsministeriums Brandenburg, der ich damals angehörte, saß ich Eberhard Lämmert gegenüber, dessen jahrelangem Engagement die drei Berliner Zentren ihre Etablierung vor allem verdanken, nicht ahnend, dass ich ihm eines Tages in der Leitung des ZfL und als Vorstandsvorsitzende der GWZ Berlin nachfolgen würde. Damals war es weniger schwer, die Länder zu gewinnen, die ein Interesse an der Aufstockung ihrer überwiegend aus Bundesmitteln finanzierten außeruniversitären Forschung hatten. Dagegen war die Begeisterung bei der DFG verhalten, als ihr die

3 Wolfgang Frühwald/Hans Robert Jauß/Reinhart Koselleck u. a.: *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt a.M. 1991.

4 Von den 930 Wissenschaftlern, die zum Zeitpunkt der Evaluierung in den geisteswissenschaftlichen Instituten der AdW beschäftigt waren, sollte etwa ein Drittel in Universitäten oder andere Institutionen wechseln, während 90 bis 100 »im Rahmen zu gründender Zentren gefördert werden« sollten. Wissenschaftsrat: *Empfehlung zur Förderung geisteswissenschaftlicher Zentren*, 11.11.1994, S. 4.

5 Wissenschaftsrat: *Stellungnahme zu den außeruniversitären Forschungseinrichtungen der ehemaligen Akademie der Wissenschaften der DDR auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften*, Juli 1991.

6 Mit ihm ging »ein Elitentausch einher, der nicht ausschließlich, aber doch weitgehend ein Austausch von West nach Ost war«. Manfred Bierwisch: »Konsolidiert, aber nicht etabliert. Die Neugestaltung der Geisteswissenschaften«, in: Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft e. V. (Hg.): *10 Jahre danach. Zur Entwicklung der Hochschulen und Forschungseinrichtungen in den neuen Ländern und Berlin. Dokumentation des gemeinsamen Symposions von Wissenschaftsrat, Stifterverband und VolkswagenStiftung am 8. und 9. Februar 2002 im Berliner Rathaus*, Essen 2002, S. 59–62, hier S. 60.

7 Der MPG hatte man die Betreuung der Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben überantwortet.

8 Wissenschaftsrat: *Empfehlung zur Förderung geisteswissenschaftlicher Zentren* (Anm. 4), S. 19.

Drittmittel überantwortet wurden, aus denen die Zentren zwei Drittel ihrer Forschungsmittel einwerben sollten, während ein Drittel vom jeweiligen Sitzland kommen sollte. Ob die DFG diesem Deal zugestimmt hätte, wenn zu dem Zeitpunkt nicht ein Mitverfasser der *Denkschrift Geisteswissenschaften heute*, Wolfgang Frühwald, deren Präsident gewesen wäre, ist ungewiss.

Diese Förderstruktur hat sich als Geburtsfehler der Zentren herausgestellt. Nicht nur, dass die sogenannte Grundausrüstung der GWZ Berlin zu den wenigen Konstanten in ihrer Geschichte gehört, da die Mittel, die Berlin aus seinem notorisch klammen Landeshaushalt tragen musste, über fast 20 Jahre gleich geblieben sind (bei stetig steigenden Personal- und Sachkosten). Auch erwies sich die Förderung durch die DFG, wie auch der WR 2005 konstatierte, als »spannungsreich«. ⁹ So waren »der Anspruch an die Zentren, relativ kohärente Forschungsziele bzw. Rahmenthemen zu verfolgen, und dessen Realisierung mit dem Instrument einer Summe befristeter, themenbezogener Einzelprojekte, die dem DFG-Begutachtungsverfahren nach der Maßgabe des Normalverfahrens unterliegen, nur schwer miteinander zu vereinbaren«. ¹⁰

Dagegen war die Gründungsempfehlung des WR eine forschungspolitische Steilvorlage: »Der Wissenschaftsrat empfiehlt, Geisteswissenschaftliche Zentren zur Förderung interdisziplinärer, kooperativer und projektorientierter sowie kulturwissenschaftlich und international ausgerichteter Forschung in den Geisteswissenschaften einzurichten.« Ziel war die Erschließung von Forschungsfeldern »in den Grenz- und Überschneidungsgebieten mehrerer Wissenschaften« durch »fächerübergreifende Arbeitszusammenhänge und neue Kooperationsformen«, die in dieser Form an den fachlich gegliederten Hochschulen »nicht oder nur unzureichend möglich« waren und die zur »Neuorientierung und veränderten Funktionsbestimmung der Geisteswissenschaften« beitragen sollten. ¹¹ Diese Zielsetzung forderte *und* ermöglichte eine Form der Teamarbeit, durch die sich die GWZ zu einem der nicht sehr zahlreichen Orte erfolgreicher Ost-West-Integration entwickelt haben: durch die Zusammenarbeit von Wissenschaftlern unterschiedlicher Forschungskulturen und -generationen in gemeinsamen Projekten. Die anspruchsvolle innovative Ausrichtung stellte zudem eine permanente Herausforderung für die wissenschaftliche Kreativität dar. Eine wesentliche Voraussetzung dafür, dem Anspruch gerecht zu werden, war die Selbständigkeit der Zentren. Der kurze Weg zwischen Themenformulierung, Projektidee und Antragstellung machte es möglich, ohne langwierige Verhandlungen durch mehrere Gremienstufen hindurch und die dabei notorischen Kompromissbildungen, in denen originellen Ideen nicht selten die Zähne gezogen werden, auf aktuelle Problemlagen zu antworten und deren historische und erkenntnistheoretische Implikationen zu erforschen: etwa die Verschiebungen der europäischen Kulturen nach 1989, den nach 9/11 virulenten Terrorismus mit religiösem Gesicht, die migrationsbedingten Veränderungen der deutschen Sprache oder die Umbrüche der Wissenskultur, die durch den Aufstieg von Genetik und Neurowissenschaften zu Leitwissenschaften evoziert wurden.

⁹ Der WR in seiner »Empfehlung zur Zukunft der Geisteswissenschaftlichen Zentren« (Anm. 2), S. 105.

¹⁰ *Konzept für Geisteswissenschaftliche Forschungszentren in Berlin*, vorgelegt vom Vorstand der GWZ Berlin im November 2002, Berlin 2004, S. 15.

¹¹ Wissenschaftsrat: *Empfehlung zur Förderung geisteswissenschaftlicher Zentren* (Anm. 4), S. 57, 36, 29, 37.

Durchstarten – die Wende nach der Wende

Als unter der Bundesministerin für Bildung und Forschung Annette Schavan, die Ende 2005 ihr Amt angetreten hatte, unter anderem die Rolle und Stellung der Geisteswissenschaften gestärkt werden sollte, lag vom WR eine soeben formulierte *Empfehlung zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland* vor, der eine systematische Evaluierung vorausgegangen war. Ein wichtiger Baustein dieser Empfehlung war die Evaluierung der sechs Geisteswissenschaftlichen Zentren, deren Forschungsleistungen als beeindruckend bewertet wurden. Zu ihnen heißt es:

Das ZMO und das GWZO zeichnen sich dadurch aus, dass sie neue empirische Felder für die allgemeine wissenschaftliche Erkenntnis in verschiedenen Disziplinen öffnen und so entscheidend zu einer Modernisierung der Regionalforschung beitragen. Das ZfL ist zu einem der prominenten Orte transdisziplinärer Forschung in den Kultur- und darüber hinaus in den Natur- und Technikwissenschaften geworden.

Die positive Bewertung verband sich mit der Empfehlung zur Weiterfinanzierung der Zentren auf Grundlage einer verbesserten Förderstruktur, die den Verschleiß von Kapazitäten »durch die in zweijährigen Intervallen stattfindenden Begutachtungen« beenden sollte. Da sich »zentrale strukturelle Elemente« der GWZ, zu denen ganz wesentlich die Selbständigkeit gehörte, bewährt hätten, so der WR, wurden diese von ihm zudem für seine generellen Empfehlungen neuer Förderformen »aufgegriffen«.¹²

So wurden nicht nur Strukturmomente der Zentren zum Modell; die GWZ hatten auch dazu beigetragen, dass diese Evaluierung der deutschen Geisteswissenschaften in Angriff genommen wurde. Da es zur Kehrseite der Selbständigkeit unserer vergleichsweise kleinen Einrichtungen gehörte, keine Trägerorganisation im Rücken zu haben, die am Schicksal der GWZ nach Ablauf der zwölfjährigen Befristung interessiert war, suchte ich 2002 den damaligen Präsidenten des WR, den Neurologen Karl Max Einhäupl, in der Charité auf und bat ihn, eine Evaluierung der GWZ einzuleiten – hatte der WR in seiner Gründungsempfehlung doch die Absicht formuliert, zu einem späteren Zeitpunkt den Pilotcharakter der Zentren zu prüfen.¹³ Um diesem Anliegen Nachdruck zu verleihen, organisierten die GWZ eine Veranstaltung zu *Perspektiven geisteswissenschaftlicher Forschung*¹⁴ und legten zugleich ein *Konzept für Geisteswissenschaftliche Forschungszentren in Berlin* vor.¹⁵ Dass es gelang, aus dieser Veranstaltung eine forschungspolitische Grundsatzzdebatte zu machen und Vertreter von BMBF, DFG, WR, der Leibniz-Gemeinschaft, der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und dem Land Berlin einzubinden, verdankt sich der Unterstützung, die ausgerechnet von einem Physiker kam. Christian Uhlhorn, damals als Ministerialdirektor im BMBF kommissarisch für die Geisteswissenschaften zuständig, hatte die GWZ besucht, deren Potential erkannt und daraufhin mit

¹² Wissenschaftsrat: *Empfehlungen zur Entwicklung und Förderung der Geisteswissenschaften in Deutschland*, 2006, S. 103 f., 106.

¹³ Wissenschaftsrat: *Empfehlung zur Förderung geisteswissenschaftlicher Zentren* (Anm. 4), S. 37.

¹⁴ *Perspektiven Geisteswissenschaftlicher Forschung*, hg. vom Vorstand der GWZ Berlin, Berlin 2003.

¹⁵ *Konzept für Geisteswissenschaftliche Forschungszentren in Berlin* (Anm. 10).

mir einen Fahrplan für die Zukunftsperspektive der GWZ erörtert. Und tatsächlich wurden die Zentren dann 2004/2005 von einer Fachkommissionen des WR evaluiert: mit hervorragendem Ergebnis.

Durch das Zusammentreffen von WR-Empfehlungen und förderpolitischer Absicht des BMBF boten sich die GWZ dem BMBF insofern als geeignete Gesprächspartner an. Nachdem mich die Ministerin Mitte 2006 zu einem ersten erfreulich verlaufenden Sondierungsgespräch eingeladen hatte, wurde sehr bald signalisiert, dass das BMBF die Weiterfinanzierung der GWZ im Rahmen ihrer Projektförderung selbst übernehmen wolle und dies zugleich als Übergang zu einer späteren Verstetigung im Rahmen des Bund-Länder-Forschungsprogramms verstanden wissen wollte. Nach einem weiteren Gespräch der Ministerin mit den Direktoren wurde die Sache dem Fachreferat beim BMBF übergeben, dessen Leiterin Angelika Willms-Herget und ihre Mitarbeiterin Karin Korn-Riedlinger mit Engagement und Sachverstand die konkrete Ausgestaltung mit uns erörterten. Das Ergebnis, eine zwölfjährige Projektförderung (mit einer Zwischen-evaluierung nach sechs Jahren), ermöglichte den Zentren erstmals, längerfristige zusammenhängende Forschungskonzepte (für 2008 bis 2019) zu entwickeln. Mit großem Elan konnten nun neue Forschungsvorhaben in Angriff genommen werden, im Rahmen der drei Programme:

- › **ZAS** *Einbettung, Verknüpfung und Konstituentengrenzen in Sprechsprache, Grammatik und Diskurs*
- › **ZFL** *Europäische Kultur- und Wissenschaftsgeschichte*
- › **ZMO** *Muslimische Welten – Welt des Islam? Entwürfe, Praktiken und Krisen des Globalen*

Die neue Basis der GWZ setzte eine enorme Aufbruchsstimmung und Kreativität frei, da über den engen Rahmen von Einzelprojekten hinaus nun übergreifende Initiativen intensiviert und ausgebaut werden konnten: Kooperationen mit in- und ausländischen Universitäten und Forschungszentren, Aktivitäten in Zusammenarbeit mit kulturellen Institutionen sowie Forschungs- und Publikationsvorhaben, die einen längeren Atem erforderten.

Diese Förderung der GWZ stellte zugleich den ersten Baustein für die forschungspolitische Initiative des BMBF dar, die 2008 mit dem Start des Förderprogramms »Freiraum für die Geisteswissenschaften« umgesetzt wurde. Es folgte die Ausschreibung für die Käte Hamburger Kollegs für geisteswissenschaftliche Forschung, die als zwölfjährige interdisziplinäre Forschungsschwerpunkte an Universitäten angesiedelt sind. Nach einem ersten erfolgreichen Durchgang von zehn Kollegs ist das Programm gerade mit vier neuen in die zweite Runde gegangen, während die GWZ zur selben Zeit durch die Aufnahme in die gemeinsame Forschungsförderung von Bund und Ländern nach Art. 91b GG im Rahmen der Leibniz-Gemeinschaft aus der befristeten Förderung entlassen und endlich verstetigt wurden.

Die Tatsache, dass das Wissenschaftsjahr 2007 den *Geisteswissenschaften* gewidmet wurde, signalisierte ebenfalls eine deutlich veränderte gesellschaftliche und forschungspolitische Stellung, »die sich von den Debatten über ihre Lage in vorangegangenen Jahren deutlich unterscheidet«, so Peter Strohschneider damals:

Statt vor allem Klage über schwindende Ressourcen, verlorenen gesellschaftlichen Einfluss oder die Vormachtstellung der Naturwissenschaften zu führen, werden neuerdings zunehmend die wissenschaftliche Qualität der geisteswissenschaftlichen Fächer, geeignete Kriterien zur Bewertung ihrer Forschungsleistungen oder angemessene Förderungsprogramme diskutiert.¹⁶

Neben dem BMBF legten auch andere Institutionen neue Förderlinien geistes- und kulturwissenschaftlicher Forschung auf: so die DFG mit den Forschungskollegs, die Thyssen- und VolkswagenStiftung mit der Initiative »Pro Geisteswissenschaften« und die VolkswagenStiftung mit den »Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften«. Aufgrund der Rolle der GWZ auf dem Weg zur wissenschaftspolitischen Aufwertung der Geisteswissenschaften ist es kein Zufall, dass die VolkswagenStiftung 2003 das ZfL mit der Gestaltung einer Veranstaltung beauftragte, in der das Schlüsselthemen-Programm vorgestellt und unter dem Motto »Das Ende des Elfenbeinturms« exemplarisch für geisteswissenschaftliche Forschungsperspektiven diskutiert wurde.

Nach der Evaluierung ist vor der Evaluierung

Mit dem Rückenwind des BMBF war die Zukunft der GWZ natürlich noch nicht in trockenen Tüchern. Auch wenn der zeitliche Rhythmus sich nun merklich entspannte, standen die nächsten Evaluierungen ins Haus. Und so wie bereits fünf Jahre nach Gründung der GWZ Überlegungen und Anstrengungen für die Zukunft nach der befristeten Finanzierung in Angriff genommen werden mussten, begann fünf Jahre nach Beginn der Projektförderung durch das BMBF das Verfahren, mit dem die Verstetigung eingeleitet wurde. Nach ersten Gesprächen mit der Leibniz-Gemeinschaft und der Bitte an das Land Berlin, einen formellen Antrag an die *Gemeinsame Wissenschaftskommission* (GWK) zu stellen, die GWZ in die von Bund und Ländern anteilig finanzierte Forschungsförderung aufzunehmen, wurde dieser Antrag 2013 gestellt. Vor dem Erfolg dieses Antrags stand jedoch erneut ein mehrstufiges Verfahren, dessen Fahrplan und die jeweils zu erbringenden Schriftstücke der Geschäftsführer der GWZ, Wolfgang Kreher, stets fest im Blick hatte: Zunächst war ein Beschluss der GWK zur Einleitung eines Prüfverfahrens notwendig, der schließlich im März 2015 erfolgte; ferner Interesse und Wille der Leibniz-Gemeinschaft an einer Verstärkung ihrer geisteswissenschaftlichen Sektion – zu diesem Zweck stellten sich die drei Zentren im Mai 2014 der Leibniz-Gemeinschaft vor – und schließlich eine erneute Evaluierung durch den WR.

Bis zu meinem Ausscheiden aus den GWZ-Ämtern Mitte 2015 mit dieser Geschichte beschäftigt, war ich allerdings nicht undankbar, dass ich – nach acht Evaluierungen in 16 Jahren – die beiden letzten durch WR und Leibniz-Gemeinschaft zur Aufnahme in letztere nicht mehr zu verantworten hatte, sondern es meiner Nachfolgerin Eva Geulen oblag, den langen Weg der Verstetigung zu einem erfolgreichen Abschluss zu bringen.

¹⁶ Peter Strohschneider: »Freiraum für Geisteswissenschaften«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 46 (2007), 2. II. 2007, www.bpb.de/apuz/30129/freiraum-fuer-geisteswissenschaften?p=all (aufgerufen am 6. 5. 2021).

Denn so lehrreich der Einblick in die Forschungspolitik und ihre widerstreitenden Interessen war, so ermüdend wurden die Wiederholungserfahrungen. Als ich 1999 die Leitung des ZfL übernahm, nachdem ich in den vorausgehenden Monaten in großem Einvernehmen mit Eberhard Lämmert den anstehenden DFG-Antrag ausgearbeitet und die Übergabe besprochen hatte, ahnte ich nicht, welch maßgeblicher Teil meiner Zeit und Energie in den folgenden 16 Jahren in die Absicherung und die Zukunftsperspektive der GWZ investiert werden müsste. Das begann unmittelbar nach der Übernahme von Lämmerts Funktionen, als ich in der Berliner Forschungsverwaltung meine Pläne für das ZfL vorstellte und man mir zu verstehen gab, dass es jetzt Wichtigeres gäbe: Ich solle mich um eine Lösung für die Besetzung der Direktorenstellen von ZAS und ZMO kümmern, nachdem die Berufungsliste für das ZAS erfolglos »abgearbeitet« sei und der Direktor des ZMO, Ulrich Haarmann, der 1998 sein Amt angetreten hatte, plötzlich verstorben war. Glücklicherweise gelang es bald, Manfred Krifka, mit dem die Humboldt-Universität gerade Berufungsverhandlungen führte, in Telefongesprächen zwischen Austin (Texas) und Berlin für die Leitung des ZAS zu gewinnen. Dagegen mussten für das ZMO interimistische Lösungen gefunden werden, bis ein gemeinsames Berufungsverfahren mit der Freien Universität durchgeführt werden konnte. Als mit der Besetzung der Direktorenstelle des ZMO mit Ulrike Freitag 2002 und mit dem Geschäftsführer Wolfgang Kreher der Vorstand der GWZ schließlich komplett war, mussten bereits die Aktivitäten für die Zeit nach der Befristung beginnen. Die zahllosen Wege, Sitzungen und Verhandlungen und die vielen Hunderte Seiten an Anträgen, Konzepten und Briefen, die in der langen Geschichte einer Verwandlung der aus einer politischen Ausnahmesituation entstandenen Zentren in »normale« Institutionen der deutschen Forschungslandschaft hinter mir liegen, wurden reich entgolten durch die einmalige Chance, in einem vergleichsweise überschaubaren Institut gemeinsam mit klugen, engagierten Kollegen und Kolleginnen immer wieder neue Projekte aus der Taufe zu heben und brisante Fragen in exzeptionellen fachlichen Konstellationen zu erforschen – sofern es gelang, die Förderung dafür zu gewinnen.

Wie oft habe ich in den 16 Jahren erlebt, dass Universitätskollegen ihren Neid über die Möglichkeit zum Ausdruck brachten, sich »nur der Forschung widmen zu können«. Sie sahen nur die besondere Situation außeruniversitärer Forschungszentren, die in den Geisteswissenschaften immer noch rar sind, nicht wissend, auf welch fragiler Grundlage diese standen und wie viel Energie in deren Sicherung und die Beschaffung der Förderung und zusätzlicher Drittmittel ging, die nach herrschendem wissenschaftspolitischem Maßstab ja als zentrales Kriterium von Exzellenz gelten. Die damit verbundene Herausforderung in Permanenz hat aus den GWZ Orte außergewöhnlicher Forschung gemacht. Nach der Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft haben die Zentren jetzt die Chance zu beweisen, dass sie unter Bedingungen der Normalisierung immer noch etwas Besonderes sind.

Die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Sigrid Weigel war von 1999 bis 2015 Direktorin des ZfL und Vorstandsvorsitzende der GWZ.

Aktuelle Perspektiven

Ulrike Freitag, Eva Geulen und Manfred Krifka im Gespräch

*Wer seid ihr, was macht ihr, wem nützt ihr? Diesen Fragen haben sich die Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin e.V. (GWZ) schon oft stellen müssen – und dabei selbstbewusste Antworten nie gescheut. Anlässlich des Jubiläums werfen die drei Direktor*innen Ulrike Freitag (ZMO), Eva Geulen (ZfL) und Manfred Krifka (ZAS) einen Blick auf Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft der GWZ – und diskutieren auch, welche Veränderungen die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft mit sich gebracht hat.*

Das am 15. März 2021 geführte Gespräch fand unter Corona-Bedingungen statt und wurde von der Wissenschaftsjournalistin Astrid Herbold aufgezeichnet.

Astrid Herbold Es ist sehr ungewohnt, mit Ihnen allen hier zu sitzen, denn seit fast einem Jahr ist die Wissenschaft, sind auch Ihre Institute weitgehend im Homeoffice. Wie hat sich Ihre Arbeit durch Corona verändert?

Manfred Krifka Nach der ersten Schockstarre – wir haben Anfang 2020 alle anstehenden ZAS-Tagungen verschoben – wurde schnell klar, dass man mit dieser Strategie nichts gewinnt. Kurz darauf wagten wir unsere ersten Online-Veranstaltungen. Das klappte immer besser! Sicher ist es schöner, real mit Leuten zusammen zu sein und sich dabei auch informell auszutauschen und zu vernetzen. Das bleibt bei Digitalformaten meist auf der Strecke. Vor allem für jüngere Mitarbeitende, die noch über wenige Kontakte in der Wissenschaft verfügen, ist das ein Nachteil. Bei unseren Forschungen sind wir durch die Pandemie ebenfalls stark eingeschränkt. Viele Experimente, etwa im Phonetik- oder im Bewegungsmessungslabor, konnten nicht durchgeführt werden. Auch alle Sprachexperimente mit Kindern mussten ausfallen. Das ist vor allem für diejenigen nachteilig, die noch am Anfang ihrer Karriere stehen.

Ulrike Freitag Am ZMO waren vor allem Reisen und Archivaufenthalte im In- und Ausland betroffen. Ethnologische Feldforschungen sind zurzeit kaum möglich. Für unsere Doktorand*innen ist das besonders schwierig; man kann ja nicht mittendrin das Thema ändern. Generell belastet die aktuelle Situation vor allem jüngere Forscher*innen mit Zeitverträgen, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums ihre Arbeiten fertigstellen müssen. Hinzu kommen kommunikative Hürden: Mit vielen asiatischen oder afrikanischen Ländern ist der digitale Austausch zwar im Prinzip möglich, aber für persönliche Themen oder politisch verhängliche Inhalte sind diese Kanäle zu unsicher.

Eva Geulen Wir konnten unseren Semesterbetrieb und die regulären Treffen weitgehend digital aufrechterhalten. Das klappte deshalb so gut, weil wir uns alle kennen. Deutlich schwieriger war es für neue Stipendiat*innen und Kolleg*innen am ZfL anzukommen; da gab es anfangs große Informationsdefizite und andere Probleme. Außerdem haben sich einige Publikationen verschoben. Aber die Krise eröffnete auch Chancen: Durch die neuen Formate schalteten sich plötzlich aus aller Welt Wissenschaftler*innen und andere Interessierte zu. Das digitale *conference hopping* hat enorm zugenommen; unsere Reichweiten haben sich vervielfacht. Und es gibt neuerdings einen ZfL-Podcast, einen eigenen YouTube-Kanal sowie vermehrt Audio- und Videomitschnitte von Konferenzen und Vorträgen. Das wollen wir unbedingt beibehalten.

Freitag Die Erfahrung mit größeren Reichweiten haben wir auch gemacht! Bei einer Oman Lecture, zu der in Berlin normalerweise 20 Leute kommen würden, hörten rund hundert Interessierte zu, sogar in Sansibar saß Publikum. Allerdings merke ich auch, dass dieser neue Rhythmus – vormittags Schreibtischarbeit, nachmittags bis nachts online an Veranstaltungen teilnehmen – die Gefahr der Erschöpfung birgt. Im Homeoffice verschwimmen oft die Grenzen und die Erholungsphasen fallen weg.

Geulen Trotzdem bin ich überzeugt, dass digitale Konferenzen zur Normalität werden und die Reisetätigkeit von Wissenschaftler*innen auch nach der Pandemie deutlich abnehmen wird.

Krifka Das Umdenken hatte schon vor 2020 eingesetzt – und es war längst überfällig. Für einen Postervortrag nach Melbourne fliegen? Eine solche Dienstreise würde ich heute nicht mehr genehmigen.

Geulen Da bin ich absolut Ihrer Meinung! Am ZfL sind kürzlich die Studierenden mit sehr guten Vorschlägen für mehr Nachhaltigkeit an mich herangetreten. Der Klimawandel muss die Gewohnheiten der Wissenschaft verändern. Ich hoffe, dass kleine Zentren wie unsere davon profitieren, denn sie ermöglichen ein echtes Miteinander vor Ort.

Freitag Auch die Sektionstreffen der Leibniz-Gemeinschaft, für die wir alle paar Monate quer durch Deutschland fahren, können meinerwegen gerne weiterhin digital stattfinden. (*Allgemeines Kopfnicken.*)

Herbold Die Aufnahmen in die Leibniz-Gemeinschaft 2017 und, bezogen auf das ZfL, 2019 waren der andere große Einschnitt der letzten Jahre. Nach jahrzehntelanger Unsicherheit bedeutet das nun die dauerhafte Finanzierung der Institute. Wie haben Sie den Übergang erlebt?

Freitag Natürlich haben die Sektkorken geknallt. Wir durften endlich entfristen! Ich war vorher die einzige, die eine unbefristete Stelle am ZMO hatte. Alle anderen Mitarbeitenden hatten Zeitverträge.

Krifka Eine ganze Reihe von guten Forschenden bekam damit erstmals Planungssicherheit für das eigene Leben. Obwohl ich auch sagen muss, dass die interne Auswahl sehr schwierig war. Wir konnten ja nicht allen dauerhafte Stellen anbieten. Unser Wissenschaftlicher Beirat hat uns bei dem internen Bewerbungsverfahren wesentlich unterstützt.

Geulen Auch für uns war das Wichtigste, dass endlich dieses furchtbare Kettenvertragsdasein aufhörte. Die Kehrseite der Medaille: Wer nicht entfristet wurde oder über ein Drittmittelprojekt finanziert war, musste gehen. Diese Personalentscheidungen waren extrem belastend für alle Beteiligten.

Herbold **Welche Veränderungen brachte die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft für Ihre Forschungen?**

Krifka Am ZAS war die Vernetzung mit dem Leibniz-Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim immer schon eng, jetzt ist sie noch intensiver geworden. Viele Verbindungen gibt es auch zum Leibniz-Forschungsnetzwerk Bildungspotenziale (LERN). An unseren Forschungen über Migration und Schule haben etliche Leibniz-Einrichtungen Interesse gezeigt. Wir arbeiten auch im Leibniz-Forschungsverbund »Biodiversität« mit, denn interessanterweise gibt es Beziehungen zwischen der biologischen und der linguistischen Vielfalt. Und es gibt Beziehungen zum Netzwerk für mathematische Modellierung und Simulation.

Freitag Es gibt für uns alle die Möglichkeit, in Forschungsverbünde innerhalb der Leibniz-Gemeinschaft einzutreten, aber dafür zahlt man auch Beiträge. Insofern überlegen wir uns am ZMO genau, was passen könnte. Grundsätzlich gibt uns die Leibniz-Gemeinschaft bestimmte Strukturen vor. Das ist einerseits hilfreich, führt aber andererseits an so kleinen Instituten wie unseren teilweise zu Überbürokratisierung.

Geulen In vielen Förderlinien der Gemeinschaft muss man auch Stellen bereitstellen, was für ein kleines Institut oft schwierig ist. In manchen Fällen macht es da für uns mehr Sinn, Wissenschaftler*innen dabei zu unterstützen, eigene Projekte am ZfL anzusiedeln. Trotzdem sollten wir unbedingt die zahlreichen guten Initiativen innerhalb der Leibniz-Gemeinschaft erwähnen – etwa das hervorragende Leibniz-Mentoring-Programm oder die Förderlinie »Kooperative Exzellenz«.

Herbold **Die GWZ haben seit ihrer Gründung 1996 stets betont, dass sie relevante Themen der Gegenwart aufgreifen und neue Erkenntnisse in die Gesellschaft eintragen wollen. Wie gelingt Ihnen das aktuell?**

Geulen Charakteristisch für das ZfL ist es, verschiedene Wissenschaftskulturen zu untersuchen – auch das Verhältnis von Geistes- und Naturwissenschaften. Das wird zurzeit stark nachgefragt; uns erreichen oft Medienanfragen zu Interdisziplinarität, Wissenschaftsgeschichte und -theorie. Wir kommunizieren außerdem über eigene Formate mit der Öffentlichkeit. Das klappt vor allem mit dem ZfL Blog sehr gut, für den viele unserer Wissenschaftler*innen schreiben. Seit 2016 gibt es am ZfL zudem Jahresthemen wie »Realismus«, »Diversität« oder »Epochenwenden«. Intern erzeugt das eine Kohäsion, eine übergeordnete Ebene der Auseinandersetzung. Für die Außenwahrnehmung sind die Jahresthemen – inklusive unserer Jahrestagung – ebenfalls hilfreich.

Freitag Am ZMO ist die Wissenschaftskommunikation als Querschnittsaufgabe in allen Forschungsbereichen verankert. Vor allem sehen wir unsere Rolle darin, in Debatten über Muslime, über den Islam oder über Islamismus für mehr Tiefenschärfe zu sorgen. Wir geben Interviews, initiieren Podiumsdiskussionen und stehen als Gesprächspartner*innen für die Politik bereit. Manchmal gibt es seitens des Auswärtigen Amtes eine große Nachfrage nach unserer Expertise, manchmal kaum.

Krifka Als wir auf die Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft hingearbeitet haben, war es mir wichtig zu betonen, dass wir uns für Aspekte der Grundlagenforschung interessieren, die auch anwendungsbezogene Extensionen haben. Unsere Spracherwerbsforschung führte beispielsweise dazu, dass bessere Instrumente entwickelt wurden, um Sprachstand-Tests bei Kindern durchzuführen. Außerdem tragen wir manche unserer Forschungsergebnisse aktiv in die Öffentlichkeit. Wir haben sehr erfolgreiche Flyer publiziert, die über Mehrsprachigkeit bei Kindern aufklären. Und das ZAS-Buch *Das mehrsprachige Klassenzimmer*, das sich an pädagogische Fachkräfte in Schulen richtet, ist mittlerweile in dritter Auflage erschienen.

Herbold 2019 haben alle drei Zentren langjährige Forschungsschwerpunkte beendet und die Weichen für neue gestellt. Was sind Ihre wichtigsten Themen für das kommende Jahrzehnt?

Freitag Bei uns war das eher eine organische Weiterentwicklung als ein harter Schnitt und ein Neubeginn. Wir haben vor allem Forschungsthemen, die aus unserer Sicht virulent sind, aber bisher keinen richtigen Platz im Programm hatten, besser verankert. Dazu gehört das Thema Religion. Uns beschäftigen Fragen von Religiosität und Weltlichkeit, die Wanderung von religiösen Diskursen sowie die Verbindungen zwischen muslimischen Gesellschaften. Nicht weniger wichtig sind die begrifflichen Strukturen und Theorien aus den Forschungsregionen des ZMO. Derzeit gibt es eine lebendige Debatte darüber, wie sich die eurozentrische Dominanz in den Geistes- und Sozialwissenschaften überwinden lässt. Nichtwestliche Theorien sollen künftig viel stärker in die Area Studies einbezogen werden.

Geulen An diesem Thema sind wir auch dran! Am ZfL haben sich die Forschungsschwerpunkte schon vor 2019 verschoben, denn nachdem ich 2015 die langjährige Direktorin Sigrid Weigel abgelöst hatte, habe ich das Programm partiell umstrukturiert. Dabei haben sich drei Bereiche herausgebildet – *Theoriegeschichte, Weltliteratur, Lebenswissen* –, die wir noch eine Weile weiterführen werden. Übergreifend betrachten wir auch die Geisteswissenschaften selbst: Was verbindet diese Disziplinen? Worin unterscheiden sie sich von anderen Wissenschaften? Fragen haben wir jedenfalls genug.

Krifka Da meine Nachfolge demnächst ausgeschrieben wird, sind wir am ZAS in einer Übergangssituation. Ich werde das Programm für die kommenden Jahre nur noch teilweise mitgestalten. Aber wenn Sie mich nach meinen Wünschen für die zukünftige Ausrichtung fragen, dann lautet meine Antwort: Das ZAS sollte sich weiter der Diversität von Sprachen widmen. Kleine Sprachen sind wichtige Evidenzquellen für die sprachlichen Fähigkeiten des Menschen. Und sie sind vielerorts in ihrer Existenz gefährdet. Interessant ist auch die Diversität von Sprechern, die beeinflusst wird von sozioökonomischen Hintergründen, Mehrsprachigkeit, Geschlechterunterschieden, Alter usw. Nicht nur für eine Stadt wie Berlin ist das eine sehr aktuelle Thematik.

Herbold **Was bei der Betrachtung Ihrer Bilanzen auffällt: Alle drei Zentren sind sehr drittmittelstark. Ist das der fruchtbare Boden, auf dem Ihre Forschung gedeiht?**

Geulen Ja und nein. Leider wissen wir nur zu gut, dass unser Kernhaushalt mit jedem Jahr schrumpft, weil die Tarifsteigerungen höher sind als die Etatanpassungen von Bund und Ländern. Da geht es uns nicht anders als den Universitäten, die Schere geht immer weiter auseinander. Es gibt also einen gewissen Druck Drittmittel einzuwerben. Nur darf das nicht dazu führen, dass unser Programm in lauter Einzelprojekte zerfällt. Als große Bereicherung empfinde ich unsere Stipendiat*innen aus dem Ausland. Sie bringen dem Institut zwar finanziell nicht viel, aber durch sie wird das Miteinanderforschen produktiver. Aber um nochmal auf die Drittmittel zurückzukommen: Grundlagenforschung, wie die GWZ sie leisten sollen und wollen, funktioniert nicht nur projektbezogen.

Freitag Für mich wird das vor allem in Bezug auf Open Access und die Digital Humanities deutlich. Für diese neuen Entwicklungen, auf die Politik und Öffentlichkeit zu Recht drängen, brauchen wir Ressourcen: technische Ausstattung, Weiterbildungen, Stellenkapazitäten. Mit unseren regulären Etats können wir das nicht stemmen. Doch auch Drittmittelprojekte helfen herzlich wenig. Wir wollen langfristig international wettbewerbsfähig bleiben, stoßen aber ständig an Grenzen. Ich spreche jetzt nicht von Projektwebseiten, die man schnell aufsetzen kann und die nach drei Jahren wieder verwaist sind. Es geht um größere Anstrengungen, beispielsweise die massenhafte Digitalisierung von Quellen oder die Programmierung von Schnittstellen zu internationalen Datenbanken.

Krifka Dennoch gibt es aus meiner Sicht gute Gründe für die Projektarbeit und die Drittmittelwerbung. Das Prozedere verhindert, dass man Themen einfach weiter fort schreibt, nur weil sie schon mal da sind. Man muss über die eigenen Forschungsansätze immer wieder neu nachdenken. Das Projekt wird von außen gesehen und man muss diese Perspektive mitdenken. Häufig sind Gutachten nachvollziehbar und hilfreich. Nur selten habe ich erlebt, dass eine Einschätzung indiskutabel war. Ich gebe aber Frau Freitag recht, dass Investitionen in die Infrastruktur oder die Weiterentwicklung von Datenbanken sich oft nicht in Projektarbeit ummünzen lassen. Dabei müssen wir auch dem Anspruch gerecht werden, langfristig Forschungsdaten bereitzustellen.

Geulen In diesem Zusammenhang sollte man übrigens ausdrücklich die Leibniz-Gemeinschaft loben, denn sie macht es unkompliziert möglich, Geld für Open-Access-Publikationen zu beantragen. Ich wollte auch nicht sagen, dass Projektarbeit grundsätzlich schlecht ist. Trotzdem besteht in den Geisteswissenschaften die Gefahr, dass bestimmte Themen durch Projekte aufgegriffen werden – und dann rasch wieder verbrannt sind. Diese Drittmittellogik hat uns die Serie der sogenannten *turns* beschert. Mich besorgt auch, dass bestimmte Arten des wissenschaftlichen Arbeitens durchs Raster fallen ...

Freitag ... ja, gerade auf Texteditionen, die von Einzelnen geleistet werden, trifft das zu! Dabei sind diese ausgesprochen nützlich und wir benötigen sie als solide Grundlage für weitere Forschungen.

Herbold Sie werben in GWZ-Publikationen mit »idealen Laborbedingungen« und »Teamgeist«. Aber sind die Arbeitsbedingungen für jungen Forscher*innen an den drei Zentren nicht ebenso prekär wie überall in der Wissenschaft?

Freitag Die Grundproblematik ist vorhanden, da müssen wir uns nichts vormachen – auch wenn wir unsere Doktorand*innen meist über vier Jahre und die Postdocs über sechs Jahre finanzieren. Durch intensive Betreuung versuchen wir herauszufinden, wo die Betroffenen langfristig hinwollen und ihnen entsprechende Netzwerke zugänglich zu machen. Außerdem sind die Doktorand*innen integraler Bestandteil unserer Arbeitsgruppen. Sie lernen das ganze Spektrum des wissenschaftlichen Arbeitens kennen, dürfen beispielsweise auch mal selbst eine Tagung organisieren. Wir achten aber darauf, dass sie nicht nur organisatorische Aufgaben übernehmen, sondern auch mit ihren Dissertationen vorankommen.

Geulen Aus meiner Sicht fängt das Dilemma erst in der Postdoc-Phase an. Für Dissertationsvorhaben gibt es viele Stipendiumsmöglichkeiten. Finanziert zu promovieren ist eigentlich kein Problem. Nur darf man nicht annehmen, dass man damit schon in der Wissenschaft angekommen ist. Prekär wird es in den Jahren danach, wenn man sich von einem befristeten Vertrag zum nächsten hangeln muss. Das deutsche Wissenschaftssystem macht es einem schon schwer.

Krifka Deshalb sollten wir innerhalb der GWZ eine Atmosphäre schaffen, in der eine Promotion oder eine Postdoc-Phase, die nicht dauerhaft in die Forschung führt, trotzdem als Erfolg angesehen wird. Wir hatten Promovierende am ZAS, die von vornherein breiter aufgestellt waren und denen dann tatsächlich eindrucksvolle Karrieren außerhalb der Wissenschaft gelungen sind.

Geulen Am ZfL dokumentieren wir mittlerweile nicht nur Wegberufungen, sondern auch andere Formen von Festanstellungen. *Placement record* nennen das die Amerikaner. Unsere Bilanz sieht erfreulich gut aus.

Herbold **Alle drei Institute haben eine besondere Geschichte, weil sie aus DDR-Forschungsgruppen hervorgegangen sind. Was ist über 30 Jahre nach der friedlichen Revolution noch zu spüren von den ostdeutschen Wurzeln der GWZ?**

Krifka Mich persönlich verbindet viel mit der ZAS-Vorgängereinrichtung, dem Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (ZISW). Ich hatte nämlich die Ehre, im November 1989, kurz nach dem Mauerfall, als einer der ersten westdeutschen Sprachwissenschaftler hier einige Vorträge zu halten. Später war ich an der Entscheidungsfindung nach der ersten Begutachtung beteiligt, die dann zur Gründung der GWZ führte. Zwei Personen aus der Zeit vor 1989 gibt es am ZAS noch, eine dritte ist letztes Jahr pensioniert worden. Auch Manfred Bierwisch, einer der bedeutendsten Sprachwissenschaftler des 20. Jahrhunderts, besucht uns immer noch häufig und diskutiert mit uns. Das finde ich toll! Ich habe mich sogar zunächst quergestellt, als die Tische im Seminarraum, die noch vom ZISW stammten, ersetzt werden sollten. Aber dann habe ich doch nachgegeben. Wenn's der Wahrheitsfindung dient ...

Geulen Bei uns sind die Ursprünge ebenfalls an vielen Stellen spürbar. Beispielsweise gibt es zu dem von Karlheinz Barck in der DDR gestarteten Projekt der Begriffsgeschichte, das in das am ZfL fertiggestellte historische Wörterbuch *Ästhetische Grundbegriffe* mündete, heute ein Nachfolgeprojekt: »Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen«, ein Lexikon zur politisch-sozialen und kulturellen Semantik in Deutschland. Auch unsere Ausrichtung auf die Literaturen Osteuropas stammt noch aus DDR-Zeiten, und ich möchte diesen Fokus auf jeden Fall weiterführen.

Freitag Am ZMO gibt es noch zwei Kolleginnen mit DDR-Hintergrund. In den letzten Jahren sind es sukzessive weniger geworden, viele sind mittlerweile im Ruhestand. Erhalten geblieben ist uns das Alleinstellungsmerkmal, das wir seit den 1990er Jahren in der bundesdeutschen Forschungslandschaft haben und das wir weiterhin pflegen. Wir sind die einzige Forschungseinrichtung, die sich interdisziplinär mit dem Nahen Osten, mit Afrika, Eurasien sowie Süd- und Südostasien befasst. In unserem Archiv finden sich zudem einzigartige Forschungsdaten von Kolleg*innen aus der DDR, die sich damals schon mit sozialen Bewegungen beschäftigt haben. Diese Nachlässe werden heute noch gerne genutzt.

Herbold Von der Vergangenheit zurück in die Zukunft: Wie entspannt sehen Sie der nächsten Evaluierung durch die Leibniz-Gemeinschaft entgegen?

Geulen Einigermaßen zuversichtlich, zumal wir ja inzwischen auch viel Erfahrung mit Evaluierungen und Begehungen haben. Ich bin gespannt, ob wir es schaffen, das ZfL-Programm zu erweitern. Wir wollen in den kommenden Jahren die Geschichte der Geisteswissenschaften jenseits der einzelnen Fachgeschichten näher betrachten. An den Universitäten gibt es keine Instanz, die sich darüber Gedanken macht. Das ZfL wäre ein guter Ort für eine solche Auseinandersetzung.

Freitag Dito, auch wir wollen erweitern. Grundsätzlich wissen wir, welche Aktenordner wir bis wann einreichen müssen – trotzdem kann ich eine gewisse Anspannung nicht leugnen. Mit welchen Fragen werden die Gutachter*innen diesmal kommen? Teilweise gab es sehr gute Gremien in den letzten Jahren und die Diskussionen trugen sogar zur Institutsentwicklung bei. So wird es hoffentlich auch beim nächsten Mal ablaufen.

Krifka Wir planen ebenfalls eine Programmweiterung. Das muss man weit im Voraus vorbereiten, damit es bei der Evaluierung 2022 gleich mitbegutachtet werden kann. Genauer kann ich dazu noch nicht sagen, bei uns steht wie gesagt ein Leitungswechsel an.

Herbold Unser Gespräch begann mit dem Thema Corona und soll auch damit enden. Werden die Geisteswissenschaften gestärkt oder geschwächt aus der gegenwärtigen Krise hervorgehen?

Krifka Der Wissenschaft wird es dann gut gehen, wenn sie es schafft, von breiten Schichten der Bevölkerung derart anerkannt zu sein, dass ihre langfristige Finanzierung nicht hinterfragt wird. Sobald vermehrt die Frage auftaucht, warum man Universitäten und außeruniversitären Forschungseinrichtungen so viel Steuergeld zubilligt, wird es problematisch. Dabei fließt gar nicht viel Geld in die Wissenschaft, schon gar nicht in die Geisteswissenschaften.

Geulen Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Politik hat sich mit der Pandemie verändert. Von den Geisteswissenschaften wünscht man sich derzeit verstärkt Orientierungswissen. Aber können wir das bieten – und wenn ja, für wen? Die Geisteswissenschaften werden einerseits immer noch mit der skeptischen Frage konfrontiert, wozu man sie denn überhaupt brauche, andererseits sollen sie in öffentlichen Debatten Expertisen über das große Allgemeine liefern.

Freitag Für mich stellt sich in diesem Zusammenhang auch die Frage nach der Freiheit der Wissenschaft. Wir sollen – ich formuliere bewusst provokant – zunehmend Auftragsforschung erledigen. Nicht nur vonseiten der Europäischen Union werden Großthemen vorgegeben, die man besser bedient, wenn man Drittmittel ergattern will. Wohin man blickt, gibt es Verbände oder Themencluster, in die man sich einfügen soll.

Geulen Das spiegelt sich auch in der Forschungsförderlandschaft: Die Vielfalt der Programme wird mehr und mehr gekappt. Alles fokussiert sich auf Themen wie Pandemie, Migration, Wissenschaftskommunikation. In »Einsamkeit und Freiheit«? Das war das Humboldt'sche Modell. Für das 21. Jahrhundert passt das kaum noch. Aber geisteswissenschaftliche Forschung ist geübt darin, sich immer wieder neu zu erfinden. Und ich bin sicher, es wird uns auch in Zukunft gelingen, auf neue Herausforderungen mit unseren speziellen Expertisen zu reagieren.

Herbold Ich danke Ihnen für das Gespräch.

Ulrike Freitag ist seit 2002 Professorin für Islamwissenschaft an der Freien Universität Berlin und Direktorin des ZMO.

Eva Geulen ist seit 2015 Professorin für Europäische Kultur- und Wissensgeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und Direktorin des ZfL.

Manfred Krifka ist seit 2000 Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin und seit 2001 Direktor des ZAS.

25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin

////////////////////

Leibniz-
Zentrum
Allgemeine
Sprachwissen-
schaft



01



02



03

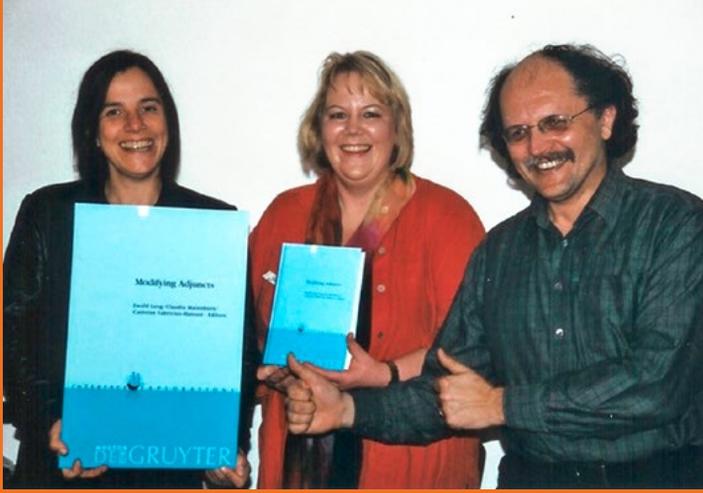
04





05

- 01 Forschungsschwerpunkt Allgemeine Sprachwissenschaft (FAS), 1992
- 02 Artemis Alexiadou, heute Vizedirektorin, als Doktorandin am FAS, 1993
- 03 Susanne Fuchs, heute Leiterin FB 1, als Probandin im Artikulographen, 1998
- 04 Bernd Pompino-Marschall und die Arbeitsgruppe Phonetik, 2001
- 05 Workshop »Indefinita«, 2001



06



07

- 06 Caroline Féry, Claudia Maienborn, Manfred Krifka,
Buchvorstellung »Modifying Adjuncts«, 2003
- 07 Dagmar Bittner, »Lange Nacht der Wissenschaften«, 2003
- 08 Workshop »Dislocated Elements«, 2003
- 09 Tonjes Veenstra, Hans-Martin Gärtner, Muhsina Alleeasib,
Manfred Krifka, Klausurtagung, 2008
- 10 Gründungsdirektor Ewald Lang im Interview, 2009
- 11 Kilu von Prince, Feldforschung auf Ambrym im Südpazifik, 2010

08





09



10

11





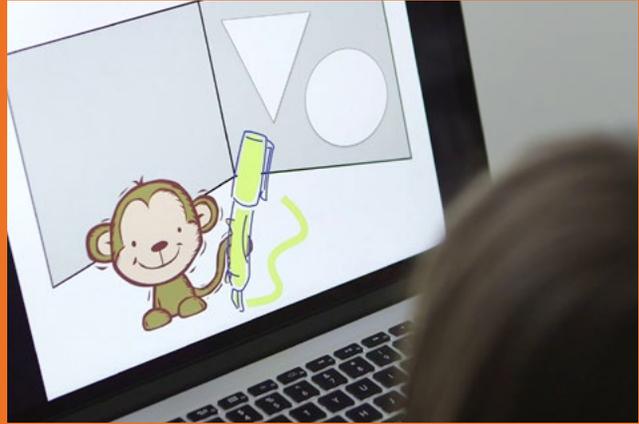
12

13



- 12 Jörg Dreyer, Führung für Schüler*innen im Phonetiklabor, 2013
- 13 André Meinunger, Stefanie Jannedy, Klausurtagung, 2013
- 14 Uli Sauerland, heute Vizedirektor, Kick-off Meeting XPrag.de, 2014
- 15 Probandin vor dem Eyetracker, 2014
- 16 Präsentation »Das mehrsprachige Klassenzimmer« im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Deutsch 3.0«, 2014

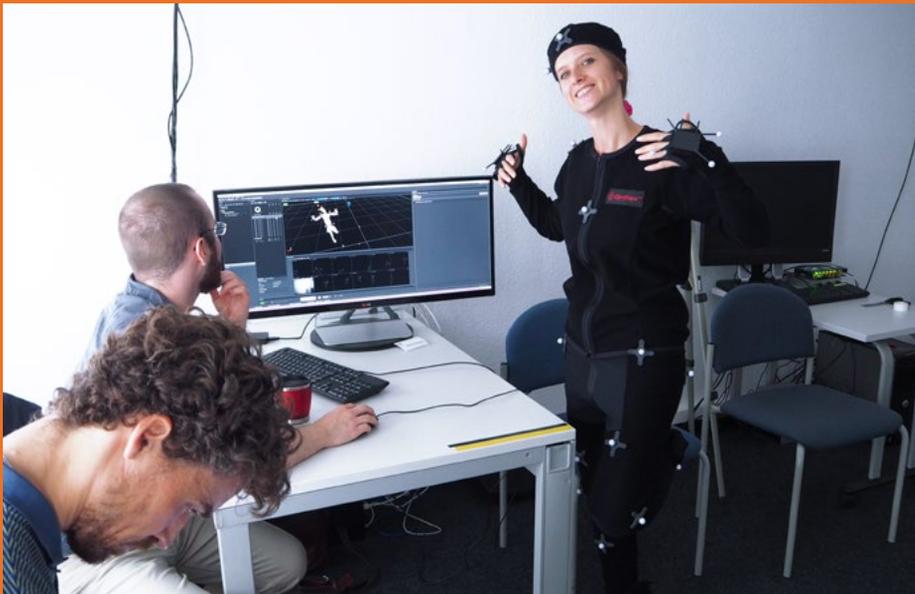
14



15

16







20

21



- 17 Stefanie Jannedy (ZAS), Hagen Findeis (ZMO), Dirk Naguschewski (ZfL), GWZ-Tagung »Borders and Identity 2015: Urban fragmentation(s)«, 2015
- 18 Kartenspiel »Grammatik als Spiel« bei der »Lange Nacht der Wissenschaften«, 2015
- 19 Versuchsaufnahme, Motion-Capture-Lab, 2015
- 20 Klausurtagung in Blossin, 2016
- 21 Natalia Gagarina, Leiterin FB 2, am BIVEM-Stand, »Lange Nacht der Wissenschaften«, 2016



22



23

22 Winterschule »Speech Perception and Production«, 2017

23 Probandin im Phonetiklabor, 2017

24 ZAS Bibliothek, 2017

25 Kerstin Schwabe, André Meinunger, Claudia Maienborn, Werner Frey, Beiratsbegehung, 2018

26 Susanne Fuchs und Doktorandinnen von FB 1, 2018

24

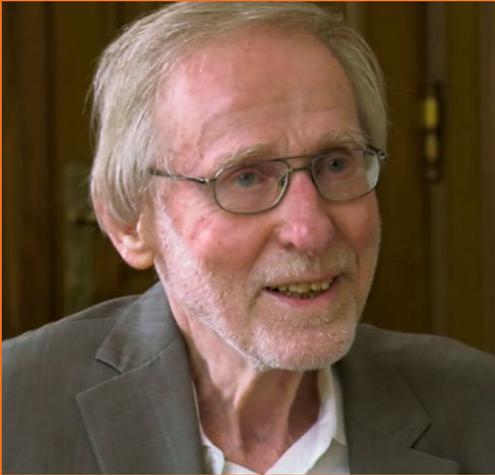




25



26



27

- 27 Manfred Bierwisch im Video-Interview, 2018
- 28 Science Speed Geeking bei der DGfS-XPrag.de Sommerschule, 2019
- 29 Das deutsche Team bei der »Internationalen Linguistikolympiade« mit den Organisator*innen Nathalie Topaj und André Meinunger, 2019
- 30 »Treffpunkt Sprache« mit Henning Lobin, 2020



28



29

30



Vom ZISW zum ZAS

Kerstin Schwabe

Das Leibniz-Zentrum Allgemeine Sprachwissenschaft (ZAS) ist jetzt 25 Jahre alt, im besten Alter sozusagen. Es hat Erfahrungen gesammelt, sich mit theoretischen Forschungen zur Phonetik und Phonologie, Morphologie, Syntax, Semantik und Pragmatik weltweit einen Namen gemacht. Anlässlich seines Jubiläums fragt man sich, wo es seine Ursprünge hat und unter welchen Umständen es »groß« geworden ist. Diesen beiden Fragen versuche ich in diesem Beitrag nachzugehen. Ich tue das, weil ich die Zeitzeugin bin, die das ZAS am längsten begleitet hat.

Bis 1991

Das ZAS hat seine Wurzeln in der 1956 gegründeten Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik.¹ Letztere war in der Deutschen Akademie der Wissenschaften verankert, einer Nachfolgeorganisation der 1700 von Gottfried Wilhelm Leibniz gegründeten Kurfürstlich Brandenburgischen Societät der Wissenschaften. Die Akademie wurde 1946 als Forschungseinrichtung nach dem Vorbild der sowjetischen Akademie der Wissenschaften gegründet, hieß ab 1972 Akademie der Wissenschaften der DDR, nannte sich nach 1989 Akademie der Wissenschaften und wurde 1991 infolge des Einigungsvertrags aufgelöst. Zu ihr gehörten dutzende Institute, so auch das 1969 gegründete Zentralinstitut für Sprachwissenschaft (ZISW). 1989 hatte es ca. 220 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die in neun Bereichen arbeiteten. Einer dieser Bereiche, der Bereich II, befasste sich mit theoretischen Problemen der Phonologie, Morphologie, Syntax, Semantik und Pragmatik.

Die Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik, die zeitweise zum ZISW gehörte, war bereits 1973 aufgelöst worden, da ihr strukturalistischer Ansatz der damaligen Akademieleitung bzw. der DDR-Führung suspekt war. Zu ihr gehörten namhafte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen wie Alexander Issatschenko, Manfred Bierwisch, Karl Erich Heidolph, Ewald Lang, Wolfgang Ullrich Wurzel und Ilse Zimmermann. Ein weiterer Mitarbeiter war der später als Schriftsteller bekannt gewordene Hans Joachim Schädlich. Er forschte unter anderem zu phonologischen Eigenschaften von Mundarten,² verlor aber 1976 seine Akademiestelle, nachdem er den Protest von DDR-Autoren und -Künstlern gegen die Ausbürgerung von Wolf Biermann mitunterzeichnet hatte, und verließ die DDR. Die ASG fand ihre Fortsetzung in der von Manfred Bierwisch von 1981 bis 1991 geleiteten Forschungsgruppe Kognitive Linguistik des Bereichs II des ZISW.³ Zu diesem Bereich gehörten unter anderem auch die von Wolfgang Motsch geleitete Forschergruppe »Kommunikative Semantik« und die von Karl Erich Heidolph geleitete Arbeitsgruppe »Deutsche Grammatik«. Ein Meilen-

1 Das Schaubild auf S. 6/7 zeigt die Entwicklung des ZAS im Kontext der GWZ.

2 Hans-Joachim Schädlich: *Phonologische Studien zur Sprachschichtung*, Berlin 1973.

3 Carla Umbach/Annette Leßmöllmann: *Strukturelle Grammatik, semantische Universalien und Arbitrarität – Ein Gespräch mit Manfred Bierwisch*, 6. 5. 2019, www.gespraech-manfred-bierwisch.de (aufgerufen am 2. 4. 2021).

stein der im Bereich II betriebenen linguistischen Forschung war Manfred Bierwischs Theorie der Zwei-Ebenen-Semantik. Sie unterscheidet zwischen der kontextunabhängigen und der kontextabhängigen Bedeutung sprachlicher Zeichen. Zum Beispiel kann die kontextunabhängige Bedeutung des Wortes *Bundesrat* abhängig vom jeweiligen Kontext das Gebäude oder die Gesamtheit seiner Mitglieder meinen. Weitere Meilensteine sind Manfred Bierwischs und Ewald Langs Arbeiten zu Dimensionsadjektiven, Renate Paschs und Wolfgang Motschs Überlegungen zu Sprechhandlungen, Wolfgang Ullrich Wurzels Natürlichkeitstheorie und schließlich auch die *Grundzüge einer Deutschen Grammatik*.⁴

Ich selbst stieß im September 1977 zum ZISW. Zunächst war ich bei den Anglisten, die an einem Hochschullehrbuch zur Lexikologie arbeiteten, später dann gehörte ich zu dem Projekt »Kommunikative Semantik«. Dort ging es darum, welche sprachlichen Faktoren die Verwendung einer Aussage im Diskurs determinieren. Zu diesen Faktoren gehören beispielsweise die Wortstellung (*Der Baum hat rote Blätter* vs. *Hat der Baum rote Blätter?*), die morphologische Form des Verbs (*Sie pflückt einen Apfel* vs. *Pflücke einen Apfel!*) oder sogenannte Modalpartikel wie *ja, doch, eben* und *denn* (*Hat sie denn einen Apfel gepflückt?*). Denke ich an die Zeit, die ich im Bereich II verbrachte, sehe ich mich in einem dunklen Zimmer des Akademiegebäudes in der Leipziger Straße – jetzt befindet sich dort der Bundesrat –, links und rechts von mir zwei nicht gerade wenig rauchende Kollegen. An drei Tagen der Woche konnten wir zu Hause arbeiten. Für mich war das praktisch, hatte ich doch 1978 und 1982 eine Tochter und einen Sohn bekommen. Ich sehe mich auch in unserem Sitzungsraum, in der Bereichsbibliothek, in der Mitte um einen Tisch der harte Kern: Bierwisch, Heidolph, Lang, Wurzel und Steinitz, alle Pfeife, Zigarre oder Zigarette rauchend. Nicht selten dauerte ein Vortrag inklusive Diskussion mehr als zwei Stunden. Es waren sehr interessante, oft ziemlich spannungsreiche Diskussionen. Da Kollegen wie Bierwisch, Lang und Wurzel dank ihrer internationalen wissenschaftlichen Reputation über gute persönliche Kontakte zu westlichen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern verfügten, bekamen wir bei diesen Sitzungen eine ziemlich gute Einsicht in die damalige internationale Forschung. An Literatur aus dem westlichen Ausland kam man sonst nicht so leicht heran. Es war fast aussichtslos, zu Kollegen und wissenschaftlichen Veranstaltungen im westlichen Ausland zu reisen, wenn man kein Reisekader war. Dafür kamen gelegentlich Kollegen von dort, so auch Manfred Krifka, der später der Direktor des ZAS werden sollte. Des Öfteren gab es Gelegenheiten zum Social Life: Theaterbesuche – die Gewerkschaftsgruppe eines Bereichs (nahezu jeder gehörte dazu) musste sich kulturell betätigen –, Weihnachtsfeiern für die Mitarbeiter und deren Kinder, Wanderungen und, was nicht so nach jedermanns Geschmack war, Diskussionen zum »aktuell-politischen Geschehen«. Ab 1982 war unser Bereich in der Prenzlauer Promenade, in einem nicht unbedingt schönen Siebziger-Jahre-Plattenbau untergebracht. Der, so hieß es, war eigentlich für Botschaftsmitarbeiter gedacht – in Pankow gab es damals

⁴ Karl Erich Heidolph (Hg.): *Grundzüge einer Deutschen Grammatik*, Berlin 1981; Wolfgang Ullrich Wurzel: *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit: ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*, Berlin 1984; Wolfgang Motsch/Renate Pasch: »Illokutive Handlungen«, in: Wolfgang Motsch (Hg.): *Satz, Text, sprachliche Handlung*, Berlin 1986, S. 11–79; Manfred Bierwisch: »Semantik der Graduerung« und Ewald Lang: »Semantik der Dimensionsauszeichnung Räumlicher Objekte«, in: Manfred Bierwisch/Ewald Lang (Hg.): *Grammatische und konzeptuelle Aspekte von Dimensionsadjektiven*, Berlin 1987, S. 91–286 und 287–458.

sehr viele Botschaften –, doch wollten die das Gebäude nicht. Hier mussten wir uns die Arbeitsplätze teilen, denn es gab nicht genug. Wieder waren wir an drei Tagen der Woche im Homeoffice. Bereichssitzungen waren immer noch sehr ausgedehnt, geraucht wurde aber nicht mehr. In diesem Gebäude erlebten wir die Wende. Plötzlich war die alte Welt mit ihren vertrauten, nicht immer schönen, manchmal trübsinnigen Winkeln infrage gestellt. Bald war klar, alles wird anders.

1992 bis 1995

Ende 1989 hatte die AdW 60 Forschungseinrichtungen mit 24.000 Mitarbeitern.⁵ Am 6. Juli 1990 publizierte der Wissenschaftsrat mit Zustimmung des damaligen DDR-Forschungsministers Frank Terpe seine *Perspektiven für Wissenschaft und Forschung auf dem Weg zur deutschen Einheit. Zwölf Empfehlungen*. Darin wurde die Zusammenführung der beiden Wissenschaftssysteme geplant, nach der die Akademie keine Forschungseinrichtung mehr, sondern eine Gelehrten-gesellschaft sein sollte. Im Juli 1991 wurde das ZISW wie auch alle anderen Institute vom Wissenschaftsrat evaluiert. Daraufhin wurde empfohlen, extrauniversitäre Arbeitsmöglichkeiten für die als gut bewerteten Forscher zu schaffen. Da dies wohl durch-dacht sein wollte, sollte eine Übergangsphase bis zur Gründung extrauniversitärer Institute eingerichtet werden. Dazu wurde im Januar 1992 die Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben gegründet, als Tochtergesellschaft der Max-Planck-Gesellschaft (MPG). Diese umfasste sieben geisteswissenschaftliche Forschungsschwerpunkte, die sich als außer-universitäre Einrichtungen Forschungsthemen widmen sollten, die nicht an einer Universität verfolgt werden konnten.

Der Gründung der anvisierten linguistischen Einrichtung gingen intensive Diskussionen über ihr Profil mit international angesehenen Kollegen voraus. Es schälte sich heraus, dass dieses Forschungszentrum sich schwerpunktmäßig mit grammatiktheoretisch fundierter Typologie- und Universalienforschung befassen sollte. Der Forschungsschwerpunkt Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung (FAS) war geboren, aus der Taufe gehoben von seinem kommissarischen Leiter Ewald Lang. Forschungsschwerpunkte des FAS waren Typologie und Grammatikalisierung, Sprachwandel, ein typologisches Gesamtportrait des Deutschen, Universalien, Spracherwerb, Phonetik, Phonologie und Syntax-Semantik-Informationsstruktur-Schnittstellen. Der FAS war, wie auch die Forschungsschwerpunkte Moderner Orient und Literaturforschung, in Berlin angesiedelt. Als Teile der MPG-Tochtergesellschaft kamen sie in den Genuss der MPG-Infrastrukturstandards. Jeder Mitarbeiter hatte jetzt einen Arbeitsplatz, einen Computer, unbegrenzten Zugriff auf Fachliteratur und Möglichkeiten, wissenschaftliche Veranstaltungen zu initiieren und zu besuchen. Das Internet breitete sich langsam aus. Ich erinnere mich aber noch daran, wie unser damaliger Systemadministrator uns dazu ermuntern musste, es auch zu nutzen.

⁵ Bundesstiftung für Aufarbeitung, www.deutsche-einheit-1990.de/ministerien/mft/adw (aufgerufen am 2.4.2021).

Die anvisierte Gründung außeruniversitärer Forschungseinrichtungen war gewiss kein Selbstläufer. Um etwas Druck auf die Entscheidungsträger im Berliner Senat auszuüben, wurde unter anderem durch den Betriebsrat eine Pressekonferenz initiiert, auf der Wolfgang Thierse, zuvor Mitarbeiter am Zentralinstitut für Literaturforschung und nach 1990 Bundestagsabgeordneter, eine maßgebliche Rolle spielte. Schließlich empfahl der Wissenschaftsrat 1994 die Gründung der Zentren für Literaturforschung (ZfL), Modernen Orient (ZMO) und Allgemeine Sprachwissenschaft, Typologie und Universalienforschung (ZAS) in der Trägerschaft des Vereins der Geisteswissenschaftlichen Zentren (GWZ).

Die ZAS-Vorperiode war geprägt von Aufbruch, Aufregung, Abenteuer und Unsicherheit. Aufbruch: die wissenschaftliche Welt war jetzt fast grenzenlos, der eigenen Entwicklung waren kaum Grenzen gesetzt; Aufregung: die Begehung durch den Wissenschaftsrat; Abenteuer: Vorträge auf Tagungen weltweit; Unsicherheit: das Bangen um den Arbeitsplatz, wozu noch die Umbrüche in den Schulen der Kinder vieler Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen kamen. Ich konnte in dieser Zeit meine Dissertation *Syntax und Semantik situativer Ellipsen*⁶ publizieren, deren Kernaussage war, dass Ausdrücke wie *Schnell einen Krankenwagen!* als Aufforderung verstanden werden, obwohl sie kein Verb im Imperativ enthalten. Ein großer Gewinn für uns Linguisten aus Ost-, West-Berlin und Potsdam war, dass es an der Technischen Universität einen monatlichen Jour Fixe gab, bei dem die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus Ost und West sich jetzt persönlich kennenlernen konnten. Außerdem wurde, wie mir erst unlängst ein jetzt am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache in Mannheim tätiger Kollege sagte, es auch von West-Berliner Kollegen als eine Bereicherung empfunden, dass international hoch angesehene Gastwissenschaftler am FAS auftraten.

1996 bis 2007

Im Januar 1996 war es dann so weit, das ZAS wurde gegründet. Gründungsdirektor war Ewald Lang. Ihm folgte 2001 Manfred Krifka. Gefördert wurde das ZAS bis 2007 zu zwei Dritteln von der DFG und zu einem Drittel vom Land Berlin. Zu den ehemaligen Akademieangehörigen kamen nach und nach immer mehr neue Kolleginnen und Kollegen aus den alten Bundesländern und aus dem fast ausschließlich westlichen Ausland. Der Sitz des ZAS war zentral gelegen, in der Jägerstraße in Berlin-Mitte. 2006 beanspruchte dann das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend diesen Standort. Das ZAS wie auch das ZfL zogen in die Schützenstraße, in ein Quartier, das nicht ganz so zentral, aber wenigstens nicht an der Prenzlauer Promenade lag.

Neben den meist von der DFG finanzierten Drittmittelprojekten gab es zunächst sieben Kernprojekte: ein phonetisches, ein phonologisches, ein syntaktisches, eins zur Informationsstruktur, ein syntaktisch-semantisches, eins zum Zusammenhang morphologischer diachroner Sprachentwicklung und Grammatiktheorie und eins zum Spracherwerb. Später wurde das inhaltliche Profil von einer effizienteren Projektstruktur getragen. Es gab nun drei Projektverbände: einen zum Wort, einen zu internen Aspekten des Satzes und einen zu seinem Kontextbezug.

⁶ Kerstin Schwabe: *Syntax und Semantik situativer Ellipsen*, Tübingen 1994.

Mit Manfred Krifka als Direktor gab es im Zeitraum von 2002 bis 2005 elf Kernprojekte: wieder ein phonetisches, ein phonologisches, ein morphologisches, eins zum Spracherwerb, eins zum Parallelismus, eins zur Informationsstruktur in afrikanischen Sprachen, eins zur Satzstruktur in austronesischen Sprachen, dann eins zur Bedeutung von Satztopiks – sie bezeichnen das, worum es im Satz geht –, eins zur nichtkanonischen Verwendung von Haupt- und Nebensätzen und eins zu Fragen und Antworten. Ich tummelte mich jetzt wieder in der Ellipsenwelt und untersuchte unter anderem ›Solitäre‹, das heißt Sätze, die wie Nebensätze aussehen, aber selbstständig verwendet werden wie zum Beispiel: *Dass er wirklich solch ein Pech hat!* und *Ob er die Prüfung noch besteht?*

Diese zwölf DFG-finanzierten Jahre waren geprägt durch viele Projektanträge, Sorgen um deren Bewilligung, Fluktuation von vor allem jungen, vielversprechenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und auch durch die Sorge um die Zukunft des ZAS, natürlich aber auch von vielen erfolgreichen Unternehmungen. Woran ich mich gern erinnere, sind unsere Klausurtagungen. Sie fanden meist außerhalb von Berlin statt, etwa in Sauen im Südosten von Berlin, in Wittenberg und in Straußberg. Dort bereiteten wir uns auf die Begehungen durch den Wissenschaftlichen Beirat und den Wissenschaftsrat vor, was natürlich auch angenehme soziale Aspekte hatte.

2008 bis 2019

2008 begann das vom Bundesministerium für Forschung und Bildung (BMBF) für zwölf Jahre geförderte neue Forschungsprogramm, nachdem die Fortführung des ZAS bereits 2004 vom Wissenschaftsrat empfohlen worden war. Das Rahmenthema »Einbettung, Verknüpfung und Konstituentengrenzen in Sprechsprache, Grammatik und Diskurs« knüpfte an die Forschungen der vorangegangenen zwölf Jahre an, indem es sich auf die Frage konzentrierte, aus welchen sprachlichen Operationen die Komplexität der menschlichen Sprachen im Vergleich zu anderen Signalsystemen resultiert. Es gab fünf Programmbereiche: wieder einen phonetischen, einen zum Spracherwerb, einen zu Satzverknüpfungen und einen zu Schnittstellen zwischen Satzsemantik und Diskursstrategien. Im Programmbereich zu den satzeinbettenden Prädikaten, in dem ich arbeitete, wurde eine seit 2018 öffentlich zugängliche Datenbank geschaffen, die knapp 1.800 solcher Prädikate enthält. Man kann durch die Datenbank zum Beispiel erfahren, dass ein Prädikat wie *sicher sein* nur *ob*-Sätze einbettet, wenn es negiert ist – vgl. **Max ist sicher, ob Marie kommt* vs. *Max ist nicht sicher, ob Marie kommt*, und dass es 66 Prädikate gibt, die keinen Infinitivsatz einbetten.⁷

2014 begannen die Planungen für die Überführung der Geisteswissenschaftlichen Zentren in die Leibniz-Gemeinschaft. Im Mai 2014 stellten die drei Direktoren der GWZ die Zentren beim Treffen der Leibniz-Gemeinschaft in Bonn vor und 2015 wurde das ZAS durch den Wissenschaftsrat evaluiert. Am 24. Juni 2017 entschied die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz, das ZAS in die Wissenschaftsgemeinschaft Gottfried Wilhelm Leibniz aufzunehmen. 2017 wurde das ZAS in eine neue und dauerhafte Förderstruktur überführt: Zusammen mit dem ZMO wurde es in die Sektion A, Geisteswissenschaften und Bildungsforschung der Leibniz-Gemeinschaft aufgenommen; das ZfL stieß zwei Jahre später dazu. Die Freude darüber war unter den Mitarbeitern groß, hatte doch jeder sein Bestes gegeben,

damit das ZAS eine permanente Heimat bekam. Da der Stellenrahmen jetzt kleiner war, bekam 2020 jedoch nicht jeder Mitarbeiter eine Stelle. Einige konnten sich durch Drittmittelstellen weiter ans ZAS binden, andere fanden etwas an anderen Institutionen. Ich selbst musste mich arbeitslos melden, da mein Renteneintritt erst im August 2020 anstand.

Mittlerweile wurden am ZAS – mit dem Ziel, die institutionellen Strukturen der GWZ an die der Leibniz-Gemeinschaft anzupassen – vier Forschungsbereiche etabliert: FB1 Laborphonologie, FB2 Sprachentwicklung & Mehrsprachigkeit – zu ihm gehörten unter anderem der Berliner Interdisziplinäre Verbund für Mehrsprachigkeit (BIVEM) und der Interdisziplinäre Forschungsverbund »Sprachentwicklung von Grundschulkindern mit Migrationshintergrund«, FB3 Satzeinbettende Prädikate und Satzverknüpfungen und FB4 Semantik und Pragmatik.

Im Rahmen des Projekts zu satzeinbettenden Prädikaten befasste ich mich unter anderem mit semantischen Eigenschaften von frageeinbettenden Verben. Besonders fesselten mich Verbpaare wie *bestätigen* und *dementieren* in komplexen Sätzen wie *Sie können nicht bestätigen und auch nicht dementieren, ob der Impfstoff zugelassen wird oder nicht*. Beide Konjunkte, *sie können nicht bestätigen, ob ...* und *sie können nicht dementieren, ob ...* sind äquivalent. Es handelt sich also um einen Pleonasmus. Spannend war auch, warum sich eigentlich ziemlich ähnliche Prädikate wie *glauben* und *sicher sein* darin unterscheiden, dass *sicher sein*, wie oben gezeigt, einen *ob*-Satz einbetten kann, wenn es negiert ist, *glauben* aber nicht (vgl. **Max glaubt nicht, ob Marie kommt*). Der Grund ist, dass es möglich ist, dass Max nicht sicher ist, dass Marie kommt, und dass er nicht sicher ist, dass Marie nicht kommt. Bei *glauben* geht das nicht, denn entweder glaubt er, dass sie kommt, oder er glaubt, dass sie nicht kommt.

In den letzten Jahren hat sich das ZAS verstärkt darum bemüht, seine Ergebnisse der interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren, zum Beispiel mit der Veranstaltungsreihe »Treffpunkt Sprache«, zu der renommierte Sprachwissenschaftlerinnen und Sprachwissenschaftler zu Themen wie beispielsweise Mayasprachen, Sprachlernen aus neurowissenschaftlicher Sicht und individuelle Unterschiede im Sprachverstehen eingeladen wurden. Das ZAS beteiligt sich regelmäßig mit Vorträgen, Mitmachstationen und Informationsständen an der »Langen Nacht der Wissenschaften«. Des Weiteren engagierten sich einige Mitarbeiter des ZAS intensiv bei der Organisation der jährlichen Auswahl und dem Training des deutschen Teams für die Internationale Linguistik-Olympiade. Nicht zuletzt ist der Band *Das mehrsprachige Klassenzimmer* zu nennen, in dem die Muttersprachen Berliner Schülerinnen und Schüler anschaulich charakterisiert werden.⁸

2020 startete am ZAS das neue Leibniz-Programm (ZAS III) – darüber wird dann sicher im nächsten Jubiläumsband zu berichten sein.

Die Sprachwissenschaftlerin Kerstin Schwabe arbeitete von 1977 bis 2019 am ZAS und seinen Vorgängerinstitutionen. Seit April 2020 ist sie in der Abteilung Grammatik des Mannheimer Leibniz-Instituts für Deutsche Sprache tätig.

⁷ ZAS Database of Clause-Embedding Predicates, www.owid.de/plus/zasembed (aufgerufen am 20.5.2021).

⁸ Manfred Krifka/Joanna Blaszczak/Anette Leßmöllmann u. a.: *Das mehrsprachige Klassenzimmer*, Berlin/Heidelberg 2014.

Experimentelle Pragmatik – Etablierung eines neuen Forschungsgebiets

Nicole Gotzner

Was Menschen sagen und was sie damit meinen, ist nicht deckungsgleich. Vielmehr müssen wir in einer Konversation kontinuierlich die Intention unseres Gegenübers erörtern und *zwischen den Zeilen lesen*. Stellen Sie sich vor, jemand fragt Sie »Können Sie mir sagen, wie spät es ist?« und Sie antworten mit »Ja«. Im Prinzip haben Sie damit die Frage beantwortet, aber der Fragende wird verduzt sein, weil er Sie eigentlich dazu bewegen wollte, die Uhrzeit zu nennen. Im Normalfall würden Sie dies unmittelbar tun und Ihnen würde nicht auffallen, dass diese Bitte in der Frage nicht direkt kommuniziert wurde. Denn es ist nicht die Ausnahme, sondern vielmehr die Regel zwischenmenschlicher Kommunikation, dass wir das Gesagte mit weiteren Bedeutungen anreichern.

Die Unterscheidung zwischen Gesagtem und Gemeintem wurde vom Sprachphilosophen Paul H. Grice eingeführt, der Sprache als einen kooperativen Akt definierte.¹ Demnach versuchen Menschen grundsätzlich, bestimmte Maximen, also Grundregeln der Konversation zu befolgen und reichern dabei das Gesagte an. Die Arbeiten von Grice bildeten die Grundlage für die Entstehung der Experimentellen Pragmatik, die sprachliche und kommunikative Bedeutungen in menschlicher Interaktion mit experimentellen und formalen Methoden untersucht.

Entwicklung der Experimentellen Pragmatik

Die Arbeiten von Grice haben bereits in den 1970er Jahren experimentelle Forschungen inspiriert. Dies geschah auch in Ablehnung der Generativen Linguistik in der Tradition Noam Chomskys, die Sprache in Isolation betrachtete.² Frühe Forschungen im *spirit* der Experimentellen Pragmatik verwendeten Grice'sche Prinzipien, um das nichtrationale Verhalten von Menschen zu erklären.³ Denn Menschen haben scheinbar so starke Präferenzen, die Intentionen ihres Gegenübers zu entziffern, dass sie leicht falsche Schlussfolgerungen ziehen. Ein bekanntes Beispiel ist die Moses-Illusion. Fragt man jemanden: »Wie viele Tiere eines Typs hat Moses auf die Arche gebracht?«, antworten die meisten Menschen sehr schnell: »Zwei«. Sie übersehen dabei, dass Noah und nicht Moses die Tiere gerettet hat.⁴

1 Vgl. Paul H. Grice: »Logic and Conversation«, in: Peter Cole/Jerry L. Morgan (Hg.): *Speech Acts*, Leiden 1975, S. 41–58; John Langshaw Austin: *How to Do Things with Words*, Oxford 1975.

2 Vgl. Raymond W. Gibbs: »Experimental Pragmatics«, in: Yan Huang (Hg.): *The Oxford Handbook of Pragmatics*, Oxford 2017, S. 310–325.

3 Für einen Überblick vgl. Linda M. Moxey/Anthony J. Sanford: »Communicating quantities: A review of psycholinguistic evidence of how expressions determine perspectives«, in: *Applied Cognitive Psychology: The Official Journal of the Society for Applied Research in Memory and Cognition* 14,3 (2000), S. 237–255; Gibbs: »Experimental Pragmatics« (Anm. 2); Ira A. Noveck: *Experimental Pragmatics: The Making of a Cognitive Science*, Cambridge 2018.

Trotz vieler Arbeiten dieser Art ließ die namentliche Geburt der Experimentellen Pragmatik noch auf sich warten. Anfang 2000 schließlich stellte Ira Noveck eine Verbindung zwischen der Literatur zum logischen Denken von Kindern und der Verarbeitung von Implikaturen her. Wie zuvor Grice versteht Noveck Implikaturen als pragmatische Inferenzen, bei denen der Hörer das wörtlich Gesagte anreichert. Ein bekanntes Beispiel findet sich im Bereich sogenannter Quantoren (wie »einige« und »alle«). So ist die Aussage »Einige Giraffen haben lange Häse« logisch wahr. Der Adressat kann jedoch die Implikatur ziehen, dass nicht alle Giraffen lange Häse haben; und zwar unter der Annahme, dass der Sprecher so informativ wie möglich zu sein habe und deshalb die wahre Äußerung »Alle Giraffen haben lange Häse« hätte wählen können.⁵ Noveck zeigte, dass Erwachsene Implikaturen ziehen, während Kinder sich eher auf die logische Bedeutung des Gesagten beziehen.⁶ Solche Unterschiede zwischen Erwachsenen und Kindern wurden in vielen Bereichen übertragener Sprache beobachtet (z.B. auch bei der Verwendung von Ironie und Metaphern).

Die theoretische Untersuchung von Implikaturen im kindlichen Spracherwerb und in der Sprachverarbeitung bildete lange Zeit das Herzstück der Experimentellen Pragmatik. Spätestens mit der Publikation des gleichnamigen Buches von Ira Noveck und Dan Sperber im Jahr 2004 wurde die Experimentelle Pragmatik auch nominell zu einem etablierten Forschungsbereich.⁷ Kurze Zeit darauf folgte ein regelrechter Boom an Konferenzen und die Europäische Forschungsgemeinschaft (ESF) förderte gleich eine ganze Reihe von Verbundprojekten. In der Hauptsache ging es der Experimentellen Pragmatik darum zu zeigen, dass für die Kommunikation nicht nur entscheidend ist, was man sagt, sondern auch wie man es sagt.

Experimentelle Pragmatik am ZAS und in Deutschland

Auch Forscher*innen in Deutschland und am ZAS leisteten wichtige Beiträge zur Entwicklung der Theoretischen und Experimentellen Pragmatik und trugen zu deren anhaltender Relevanz bei. Im Allgemeinen haben sich Semantik und Pragmatik seit den 1970er Jahren größtenteils separat entwickelt. Während sich die Semantik traditionell mit Wortbedeutungen und den Wahrheitsbedingungen von Äußerungen beschäftigte, ging es in der Pragmatik um kontextuelle Bedeutungen und den kommunikativen Sinn.

Am ZAS wurden Semantik und Pragmatik hingegen integriert – sowohl in Form eines gemeinsamen Forschungsbereichs als auch bei der Entwicklung formaler Modelle für semantische und pragmatische Phänomene. So entwickelte Manfred Krifka beispielsweise im Kontext des Sonderforschungsbereichs 632 »Informationsstruktur: Die sprachlichen Mittel der Gliederung von Äußerung, Satz und Text« einschlägige theoretische Modelle für die

4 Vgl. Thomas D. Erickson/Mark E. Mattson: »From Words to Meaning: A Semantic Illusion«, in: *Journal of Verbal Learning and Verbal Behavior* 20.5 (1981), S. 540–551.

5 Für eine theoretische Ableitung von Implikaturen vgl. Laurence Robert Horn: *On the Semantic Properties of Logical Operators in English*, Diss. UCLA 1973.

6 Ira A. Noveck: »When Children are more Logical than Adults: Experimental Investigations of Scalar Implicature«, in: *Cognition* 78.2 (2001), S. 165–188; vgl. Martin D. S. Braine/Barbara Roumain: »Development of Comprehension of »or«: Evidence for a Sequence of Competencies«, in: *Journal of Experimental Child Psychology* 31 (1981), S. 46–47.

7 Ira A. Noveck/Dan Sperber (Hg.): *Experimental Pragmatics*, Basingstoke 2004.

Gliederung von Informationen in Diskursen.⁸ Unter den Begriff der Informationsstruktur werden jene sprachliche Mittel gefasst, die die Strukturierung des Informationsflusses zwischen Sprecher und Adressat betreffen. So bereiten Sprecher Informationen unterschiedlich auf, je nach Ziel der Konversation und Hintergrundwissen ihres Adressaten. Herausragend in der Forschung, die im Sonderforschungsbereich zwischen Berlin und Potsdam betrieben wurde, war die Berücksichtigung aller relevanter Ebenen von Sprache (Phonetik, Morphologie, Syntax, Semantik und Pragmatik) sowie der Variation zwischen Einzelsprachen. Die theoretischen Modelle konnten außerdem mit Untersuchungen zur kognitiven Verarbeitung und zum Erwerb informationsstruktureller Kategorien belegt werden. So zeigten beispielsweise die Experimente, die ich im Rahmen meiner Doktorarbeit durchgeführt habe, dass sich Menschen tatsächlich unbewusst vorstellen, welche alternativen Äußerungen ein Sprecher hätte wählen können. Hört man den Satz »Anna hat nur Bananen gegessen«, stellt man sich beispielsweise vor, welche anderen Früchte Anna hätte essen können. Spannenderweise hat das kleine Wörtchen *nur* den Effekt, dass sich Probanden später an andere Elemente, die im Kontext erwähnt wurden, besser erinnern.⁹

Inzwischen gehört es zum Standard, dass theoretische und experimentelle Methoden integriert werden, und es gibt es eine Vielzahl von Fachzeitschriften, Monographien und Tagungen, in denen Semantik und Pragmatik gemeinsam vertreten sind. Uli Sauerland prägte für die Experimentelle Pragmatik das Akronym XPRAG, das sich international schnell zu einem produktiven Wortstamm entwickelte. Mit großer Bewunderung erlebte ich 2007 als damalige Studentin die zweite offizielle XPRAG-Konferenz in Berlin, die vom ZAS organisiert wurde. Bereits bei den frühen Konferenzen und Workshops der Experimentellen Pragmatik waren Forscher*innen aus den Bereichen formale Semantik, Pragmatik, Psycholinguistik, Psychologie und Philosophie vertreten. Damals waren Implikaturen ein *hot topic*, aber auch andere Themen wie Metaphern und das wechselseitige Wissen zwischen Sprecher und Adressat (der sogenannte Common Ground) wurden diskutiert. Das ZAS gehörte schon damals zu den führenden Forschungsinstitutionen, die sich mit Implikaturen beschäftigen, unter anderem weil Uli Sauerland 2004 eines der einflussreichsten formalen Modelle für Implikaturen entwickelt hatte.¹⁰ Dieses Modell leitet Implikaturen mithilfe logischer Prinzipien formal präzise ab und kann als eine Erweiterung des Grice'schen Ansatzes betrachtet werden.

2014 erfuhr die Experimentelle Pragmatik in ganz Deutschland den entscheidenden Aufschwung durch das von Uli Sauerland und Petra Schumacher geleitete DFG-Schwerpunktprogramm SPP 1727 »XPRAG.de: New Pragmatic Theories based on Experimental Evidence (2014–2021)«. ¹¹ Das Verdienst dieses Schwerpunkts war die Entwicklung neuer formaler Theorien, die auch durch psycho- und neurolinguistische Daten gestützt wurden. Im Bereich der spieltheoretischen Modellierungen waren Vorreiter wie Anton Benz vom ZAS, Michael Franke und Judith Degen im XPRAG.de-Netzwerk vertreten. In Italien

⁸ Für einen Überblick vgl. Manfred Krifka: »Basic Notions of Information Structures«, in: *Acta Linguistica Hungarica* 55 (2008), S. 243–276.

⁹ Nicole Gotzner: *Alternative Sets in Language Processing*, Basingstoke 2017.

¹⁰ Uli Sauerland: »Scalar Implicatures in Complex Sentences«, in: *Linguistics and Philosophy* 27 (2004), S. 367–391.

¹¹ www.xprag.de.

wurde kurze Zeit später von Valentina Bambini und Filippo Domaneschi das Schwesternetzwerk XPRAG.it gegründet. In diesem wurde wieder stärker die Verbindung zwischen Pragmatik und Kognitiver Psychologie gepflegt und ein Fokus auf die Untersuchung von Patienten mit Sprachentwicklungsstörungen und neurodegenerativen Erkrankungen gelegt.

Inzwischen untersucht die Experimentelle Pragmatik eine Vielzahl von Themen, die Kommunikation als Ganzes betreffen. Beispielsweise testen aktuelle Studien, die im Labor des ZAS durchgeführt werden, wie mehrere Versuchsteilnehmer wechselseitig Implikaturen kommunizieren, und modellieren dies mit computergestützten Methoden.¹² Die Versuchspersonen sitzen dafür an verschiedenen Rechnern und müssen entweder ein Bild beschreiben oder die Botschaft eines anderen Probanden interpretieren. Sie wechseln also während des Experiments die Rolle des Sprechers und Hörers. Beachtenswert ist, dass sich Menschen erstaunlich gut verstehen, solange der Kontext ausreichend kontrolliert ist. Mit algorithmischen Modellen konnten wir sogar eine große Bandbreite möglicher Äußerungen vorhersagen und wie diese verstanden werden. Dies legt nahe, dass Menschen tatsächlich den Grundprinzipien der Konversation von Grice folgen und eine Vorstellung davon haben, wie ihr Gegenüber eine bestimmte Äußerung ausgewählt hat.

Die Experimentelle Pragmatik versteht sich als eine Teildisziplin der Kognitionswissenschaft.¹³ Sie entwickelt formale Modelle für den Gebrauch von Sprache unter Berücksichtigung menschlicher Interaktion und untersucht die kognitiven und neuronalen Repräsentationen von Sprache. Heutzutage gehört das experimentelle Arbeiten zur Grundausbildung in der Linguistik. Als jüngster Trend in der Pragmatik ist die Anwendung computergestützter Modellierung zu verzeichnen. Dennoch ist die Experimentelle Pragmatik ihren Ursprüngen in der Sprachphilosophie à la Grice treu geblieben. Besonders hervorzuheben ist die Interdisziplinarität und die große Offenheit für neue Perspektiven in dieser Wissenschaftsgemeinschaft.

Durch die Coronapandemie wurde diese Gemeinschaft gewissermaßen noch enger zusammengeschweißt. In den XPRAG Wine Gatherings¹⁴ können sich Menschen auf der ganzen Welt bei einem Glas Wein auf Zoom über die neusten Entwicklungen in der Experimentellen Pragmatik austauschen. In diesem Sinne, lassen Sie uns gemeinsam auf die Experimentelle Pragmatik und die Geisteswissenschaftlichen Zentren anstoßen.

Die Linguistin Nicole Gotzner leitet seit 2021 an der Universität Potsdam die Emmy Noether-Gruppe »Scales in language processing and acquisition (SPA)«. Bis 2020 war sie am ZAS als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schwerpunktprogramm XPRAG.de beschäftigt.

¹² Zum Beispiel Anton Benz/Nicole Gotzner: »Embedded implicature: what can be left unsaid?«, in: *Linguistics and Philosophy* (2020), S. 1–32.

¹³ Noveck: *Experimental Pragmatics* (Anm. 3).

¹⁴ Vgl. sites.google.com/view/xprag-wine/home (aufgerufen am 18. 5. 2021).

Theoretisch und angewandt – Mehrsprachigkeitsforschung

Natalia Gagarina, Manfred Krifka

Schon bald nach der Gründung des ZAS hat sich die Mehrsprachigkeit als ein zentrales Forschungsthema etabliert – und ist mit den Jahren immer facettenreicher, aber auch anwendungsnäher geworden. Damit wird auf den außerordentlichen Informationsbedarf in unserer multilingualen Gesellschaft reagiert. Der Artikel lässt die vielfältigen Aktivitäten am ZAS Revue passieren und geht auf die Herausforderungen ein, die sich im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft und Transfer stellen.

Spracherwerb: ein- und mehrsprachig

Als das ZAS im Jahre 1996 als Zentrum für Allgemeine Sprachwissenschaft, Sprachtypologie und Universalienforschung gegründet wurde, bestand sein Auftrag zunächst in der *sprachvergleichenden Forschung*, nicht in der Erforschung von Mehrsprachigkeit. Von Anfang an wurden jedoch auch Aspekte des *Spracherwerbs* untersucht, etwa der Erwerb von quantifizierenden Ausdrücken wie *ein, kein, zwei, viele* (u. a. durch Dagmar Bittner). Bald darauf kamen Projekte zum *vergleichenden Spracherwerb* hinzu. Ab 2000 wurde erforscht, wie Kinder die verbale Kategorie Aspekt erlernen, das heißt, wie sie lernen, Handlungen als »abgeschlossen« oder als »im Verlauf begriffen« darzustellen. Da der Aspekt in den slawischen Sprachen viel deutlicher ausgeprägt ist als im Deutschen und auch obligatorisch ist, haben beispielsweise russisch- und bulgarischsprachige Kinder beim Erlernen dieser Kategorie im Vergleich zu deutschsprachigen Kindern einen deutlichen Vorsprung, wie unter anderem Forschungen von Natalia Gagarina, Insa Gülzow und Milena Kühnast gezeigt haben. Ab 2006 wurde die Verwendung von definiten Ausdrücken und von Pronomina in diesen drei Sprachen untersucht. Da das Deutsche und auch das Bulgarische definite Artikel kennen, gibt es bei diesen Sprachen Unterschiede zum Russischen, das Definitheit auf indirektere Weise ausdrücken muss. In jenem Jahr konnte das ZAS auch ein großes EU-Kooperationsprojekt zur Erforschung von Entwicklungsstadien im Spracherwerb zu 25 unterschiedlichen Sprachen einwerben (Uli Sauerland). 2007 startete dann ein vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gefördertes deutsch-israelisches Konsortialprojekt mit vergleichenden Untersuchungen zur sozialen und sprachlichen Integration von russischsprachigen Kindern in Israel und in Deutschland, an dem auch das ZAS beteiligt war. Die Projektgruppe am ZAS konnte zeigen, warum ein erfolgreicher Spracherwerb eine Voraussetzung zur sozialen Integration von russischsprachigen Kindern in diesen beiden Ländern sein kann. Gleichzeitig konnte das ZAS den Einfluss der Hintergrundfaktoren auf den bilingualen Spracherwerb nachweisen.

Mit dem durch das BMBF geförderten Forschungsprogramm des ZAS, das 2008 begann und das Institut für die folgenden zwölf Jahre prägen sollte, rückten Forschungen

zu Kindern in den Vordergrund, die zwei Sprachen gleichzeitig oder im geringen Abstand voneinander erwerben. Das führte 2014 in der zweiten Phase des BMBF-Programms zur Gründung des Forschungsbereichs »Sprachentwicklung und Mehrsprachigkeit« unter Leitung von Natalia Gagarina als einem von vier Forschungsbereichen. Zentrale Fragen auf diesem Gebiet sind: Wie können die Dynamiken der Sprachveränderungen bei mehrsprachigen Kindern und Erwachsenen in deren Sprachen erklärt werden? Was ist universell, was sprachspezifisch? Und welche Rolle spielen dabei die grammatischen Eigenschaften der Sprachen sowie die Umgebung der Sprecher? Im Deutschen wird beispielsweise Definitheit durch den Artikel (*der, die, das*) ausgedrückt, im Russischen und Türkischen als artikellose Sprachen erfolgt das unter anderem durch Wortstellung und Satzakkzent, also auf viel subtilere Art und Weise. Dies stellt Kinder mit Russisch oder Türkisch als Familiensprache beim gleichzeitigen Erwerb des Deutschen durchaus vor eine Herausforderung.

Insgesamt zeigen die Arbeiten am Forschungsbereich »Sprachentwicklung und Mehrsprachigkeit«, dass der frühe gelungene Spracherwerb essenziell für den weiteren Bildungsverlauf eines Menschen ist. Forschungen zum Spracherwerb sind deshalb nicht nur für die Linguistik relevant, sondern auch für andere Disziplinen wie die Entwicklungspsychologie, die pädagogische Forschung und die Sozialwissenschaften. Im besten Fall schaffen sie die Grundlagen für die Bewältigung von gesellschaftlichen Herausforderungen, wie zum Beispiel die korrekte Diagnose von Sprachentwicklungsstörungen. Oft wird bei mehrsprachigen Kindern im Vorschulalter eine medizinische Sprachentwicklungsstörung diagnostiziert, da sie in der ursprünglich weniger dominanten Sprache, meistens Deutsch, gleiche Phänomene zeigen wie monolinguale Kinder mit einer Sprachentwicklungsstörung. Während die von der Störung betroffenen Kinder eine gezielte Sprachtherapie benötigen, ist den anderen mit mehr Sprachförderung geholfen. Genauso häufig wird jedoch bei mehrsprachigen Kindern eine »echte« Sprachentwicklungsstörung übersehen, weil die Probleme der Kinder auf mangelnde Förderung in der deutschen Sprache geschoben werden. Und das ist fatal, denn diese Kinder bekommen dann in der Folge nicht die für sie notwendige medizinische Therapie.

Angesichts der hohen Multilingualität in unserer Gesellschaft sind heute gerade Forschungen zum gleichzeitigen Erwerb mehrerer Sprachen von hoher Bedeutung – laut Bildungsbericht 2020 sprechen 22 Prozent der Kitakinder zu Hause vorrangig nicht Deutsch, mancherorts sogar mehr als die Hälfte aller Kinder.

Mehrsprachigkeit in der Schule

Am ZAS stellen wir uns dieser Forschungsaufgabe und haben 2011 mit einer Förderung des Berliner Senats im Rahmen des Berliner Interdisziplinären Verbunds für Mehrsprachigkeit (BIVEM) eine Langzeitstudie gestartet, die seit 2016 im Rahmen des Interdisziplinären Forschungsverbunds für die Sprachentwicklung von Grundschulkindern mit Migrationshintergrund (IFV) fortgeführt wird (Koordination: Nathalie Topaj). Mit BIVEM wurde auch ein Netzwerk gegründet, das Personen, die wissenschaftlich oder praktisch im Spracherwerb, in der Sprachförderung oder in der Sprachdiagnostik tätig sind, eine Plattform zum Erfahrungsaustausch bietet. Neben den regelmäßigen Treffen, die unter Coronabedingungen

sogar noch intensiver genutzt werden, finden auch Fachtagungen für Lehrkräfte und wissenschaftliche Konferenzen statt. So ging es zuletzt 2019 unter dem Titel »Mehrsprachigkeit: Übergänge im Bildungssystem« um die kritischen Übergänge zwischen Kita und Grundschule einerseits und zwischen Willkommens- und Regelklassen andererseits. Dies führte zur Formulierung von Handlungsempfehlungen für politische Entscheidungsträger. Diese reichten von sehr konkreten, praktischen Forderungen, wie zum Beispiel, die »Lernokumentation Sprache« aus dem Sprachlerntagebuch der Kita in die Schülerakte an der Grundschule zu übernehmen oder Deutsch-als-Fremdsprache-Lehrkräfte in den Regelschulen einzusetzen, bis zu Forderungen nach einer Stärkung und Systematisierung der Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern durch ein einheitliches Rahmencurriculum »Sprachaneignung und Sprachbildung« oder der Anerkennung der Herkunftssprache der Jugendlichen als erste Fremdsprache.

BIVEM ist Herausgeber der stark nachgefragten Reihe *So geht Mehrsprachigkeit*. In fünf Sprachen (Arabisch, Deutsch, Englisch, Russisch und Türkisch) informieren die Flyer – ergänzt durch eine Webseite – zu fünf Einzelthemen: zur Bedeutung der Familiensprache, zur Überwindung von Vorurteilen über Mehrsprachigkeit, zu Sprachentwicklungsstörungen, zum Vorlesen als Mittel zur Förderung der Sprachentwicklung und zur Wertschätzung von Sprachen. Die Reihe wurde 2018 mit dem OpenAccess-OpenScience Preis der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft ausgezeichnet. Das ZAS versucht mit ihr, seine Erkenntnisse aus der Mehrsprachigkeitsforschung direkt den Betroffenen zukommen zu lassen und Anregungen für die Umsetzung zu geben. Es wird beispielsweise darauf hingewiesen, dass es keineswegs sinnvoll ist, in Familien, in denen Deutsch nicht natürlich gesprochen wird, mit Kindern nur Deutsch zu sprechen. Viel wichtiger für die sprachliche Entwicklung sind gute Kenntnisse der jeweiligen Familiensprache, die parallel zum Deutschen erworben werden sollte, denn die simultan bilingualen Kinder mit dem reichen Input in beiden Sprachen schneiden z.B. bei den Erzählfähigkeiten in der Schule besser ab als sukzessiv bilinguale Kinder. Dennoch ist eine frühe Sprachbildung im Deutschen für den späteren Erfolg in der Schule und im Leben essenziell – hier sind die Kitas gefordert.

Ein weiteres Projektergebnis, das Forschungsergebnisse in Empfehlungen überführt, ist das Buch *Das mehrsprachige Klassenzimmer*.¹ 2014 erstmalig erschienen und seitdem regelmäßig nachgedruckt, gibt das Buch Lehrkräften die nötigen Hintergrundinformationen zu den an deutschen Kitas und Schulen am häufigsten gesprochenen Sprachen – vom Albanischen bis zum Vietnamesischen sind es etwa 30. Das Buch geht auch auf die Sprachgemeinschaften in Deutschland ein und gibt Empfehlungen für den Unterricht in einer multilingualen Klasse. Es wurde bei einer großen Veranstaltung in der Französischen Friedrichstadtkirche vorgestellt, von der allen Teilnehmern die Aufführungen von Szenen durch Schülerinnen und Schüler des Lessing-Gymnasiums im Wedding in Erinnerung sind. Etwa die von den fünf Mädchen, die sich treffen und feststellen, dass sie alle Jasmine heißen, dass ihr Name aber je nach Sprache – Türkisch, Französisch, Arabisch, Albanisch oder Deutsch – unterschiedlich geschrieben wird.

1 Manfred Krifka/Joanna Blaszczak/Annette Leßmöllmann/André Meinunger/Barbara Stiebels/Rosemarie Tracy/Hubert Truckenbrodt: *Das mehrsprachige Klassenzimmer. Über die Muttersprachen unserer Schüler*, Berlin/Heidelberg 2014.

Dieser unmittelbare Transfer von Forschungsergebnissen in die Praxis stellt das ZAS als Institut mit geringen personellen Ressourcen und mit einem primären Forschungsauftrag vor hohe Herausforderungen. Der Plan, Videolehrmaterialien zur Unterstützung des Deutschlernens für Kinder mit anderen Familiensprachen zu entwickeln, ließ sich letztlich nicht realisieren. Ein Glücksfall war in dieser Hinsicht aber ein EU-gefördertes Kooperationsprojekt (Natalia Gagarina), in dem Materialien zur spielerischen Sprachförderung und -therapie für das Deutsche, Litauische, Estnische, Russische und Slowenische erarbeitet wurden. Das Projekt hat zu einer sowohl für den Onlinegebrauch als auch als Brettspiel konzipierten, stark nachgefragten Ressource geführt, die weiterentwickelt werden soll. Das ZAS engagiert sich auch vielfältig in Fortbildungsveranstaltungen für Fachkräfte in Schulen und Kitas. Aber es ist deutlich geworden, dass man sich im Transfer auf Aktionen mit großer Multiplikatorwirkung beschränken muss und dabei auf die enge Zusammenarbeit mit anderen Einrichtungen angewiesen ist. Zukünftig wären für den Ausbau von Transferaktivitäten sicher auch Ausgründungen denkbar.

Kooperationen in der Mehrsprachigkeitsforschung

Die Mehrsprachigkeitsforschung am ZAS wird schon lange durch extern geförderte Projekte ergänzt. In einem von der DFG geförderten Kooperationsprojekt (Natalia Gagarina) wurden Verfahren ermittelt, bei zweisprachigen Kindern die natürliche Verzögerung der Sprachentwicklung in der weniger dominanten Sprache (typischerweise Deutsch) von spezifischen Sprachentwicklungsstörungen zu unterscheiden. In einem EU-geförderten Projekt wurden zudem Möglichkeiten gesucht, klinische Sprachdiagnosen sprachübergreifend durchzuführen und zu validieren (Uli Sauerland, Kazuko Yatsushiro). Das frühe Interesse des ZAS an Pronomina wie *er* und *der* hat sich zur Untersuchung der Entwicklung von narrativen Fähigkeiten ausgeweitet. In einem EU-Kooperationsprojekt wurde ein standardisiertes Testverfahren zur Evaluierung der Fähigkeiten bei der Textorganisation entwickelt, und zwar das »MAIN: Multilingual Assessment Instrument for Narratives« (Natalia Gagarina), an dem sich mittlerweile ein großes Netzwerk mit Teilnehmern aus über 50 Ländern beteiligt. In Hamburg plant man, dieses Verfahren für die Sprachen Arabisch, Dari und Paschtu anzuwenden. Wissenschaftlerinnen des ZAS arbeiten in einer DFG-Forschergruppe zu Erbsprachen (*heritage languages*) mit, in der die grammatischen und lexikalischen Veränderungen der Sprachen Griechisch, Russisch und Türkisch erforscht werden, wenn sie als Minoritätensprachen vor allem im häuslichen Bereich oder unter Bekannten gesprochen werden (Artemis Alexiadou, Natalia Gagarina). Auch zu Kreolsprachen, die aus kolonialzeitlichen Sprachkontaktsituationen entstanden sind, wird am ZAS intensiv geforscht (Tonjes Veenstra). In einem DAAD-geförderten Projekt untersuchte das ZAS die Einstellung zu nichtmuttersprachlichen Akzenten – den polnischen im Deutschen und den deutschen im Polnischen (Marzena Żygis). Darüber hinaus hat das ZAS Veranstaltungen wie etwa die Konferenz »Big Cities, Small Languages« (u. a. Frank Seifart und Mandana Seyfeddinipur vom Endangered Languages Documentation Programme) im Jahre 2018 durchgeführt, in der die erstaunliche Vielfalt von kleinen Sprachen in großen Metropolen thematisiert und auch durch Vertreter dieser kleinen Sprachen repräsentiert wurde.

Langzeitstudie zur Sprachentwicklung

Die aktuell umfangreichste Untersuchung konnte dank der Förderung des BIVEM durch den Berliner Senat angestoßen werden. Das Ziel dieser Langzeitstudie ist es zu bestimmen, in welchem Maße unterschiedliche Faktoren, darunter der Erwerbsbeginn und die Erwerbsdauer des Deutschen, die Herkunftssprache (Russisch oder Türkisch) und Sprachfördermaßnahmen in der Kita, das Erlernen des Deutschen als Bildungssprache und den späteren Schulerfolg beeinflussen. Die im Jahre 2012 mit 167 Kindern begonnene Studie wird mittlerweile im Rahmen einer Folgeuntersuchung mit über 60 Kindern aus der BIVEM-Studie und etwa 300 neu hinzugekommenen Kindern von der ersten bis zur dritten Klasse weitergeführt. In der ersten Studie wurde insbesondere untersucht, inwiefern eine additive Sprachförderung in Kleingruppen einerseits oder eine gezielte Fortbildung der Erzieherinnen und Erzieher andererseits zu Verbesserungen im Erwerb des Deutschen im Vergleich mit einer Kontrollgruppe führen. Dabei wurde in jährlichen Abständen mit einer umfangreichen Testbatterie, die Wortschatz und Wortbildung, Satzbau und die narrativen Fähigkeiten in den beiden Sprachen der Kinder erfasst, der Sprachstand ermittelt. Es wurde dabei unter anderem deutlich, dass ein früher Erwerbsbeginn und die unterstützenden Maßnahmen nachhaltige Vorteile insbesondere für den Wortschatzerwerb bieten. Ein früher Kitabesuch ist für solche Kinder, statistisch gesehen, also von bleibendem Vorteil. Und die regelmäßige gezielte Förderung in kleineren Gruppen zeigt einen deutlichen Effekt für die Lexikontwicklung der Kinder. Es wird angestrebt, die sprachliche Entwicklung der BIVEM-Kinder in beiden Sprachen noch bis zur zehnten Klasse weiterzuverfolgen. So werden Daten über die Sprachentwicklung von bilingualen Kindern von der frühesten Kindheit bis ins Jugendalter vorliegen.

Mit der Aufnahme des ZAS in die Leibniz-Gemeinschaft wurde den hier arbeitenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern nicht nur eine dauerhafte berufliche Perspektive geboten, es wurden auch Möglichkeiten für neue Arten von Forschungsprojekten eröffnet. Die Entwicklung von Langzeitstudien, wie sie die BIVEM-Studie initiiert hat, ist nur eine davon. Wir wissen beispielsweise noch viel zu wenig über die Sprachentwicklung über die gesamte Lebensspanne hinweg, gerade auch bei mehrsprachigen Menschen – hier bietet sich die Zusammenarbeit mit dem Leibniz-Institut für Bildungsverläufe (LifBi) an. Es gibt darüber hinaus weitere vielversprechende Optionen für die Zusammenarbeit mit bildungswissenschaftlichen Instituten im Rahmen des Leibniz-Forschungsnetzwerks »Bildungspotenziale (LERN)«. Besonders aktuell ist der Plan, mit dem Leibniz-Institut für Wissensmedien (IWM) das Verstehen von visuell dargestellten Inferenzen bei Personen mit geringerer schriftsprachlicher Kompetenz zu untersuchen. Das ZAS kann gerade von der Expertise und den Zugangsmöglichkeiten der pädagogisch orientierten Institute profitieren – und diese profitieren im Gegenzug von der Expertise des ZAS im Bereich linguistischer Fragestellungen. Das Thema der Migration – das eng mit Mehrsprachigkeit in Verbindung steht – wird in der Leibniz-Gemeinschaft gerade als Forschungsthema diskutiert, bei dem Interessen aus geistes- und gesellschaftswissenschaftlichen Instituten konvergieren. Durch seine breite methodische Aufstellung, von der Laborphonologie über die Spracherwerbs-

forschung, Syntax und Lexikon bis hin zu Semantik und Pragmatik, kann das ZAS sehr verschiedene Bereiche der Mehrsprachigkeit beforschen und über die vorwiegend experimentelle Arbeitsweise verlässliche Ergebnisse liefern.

Ein strukturelles Problem bleibt dabei bestehen: die knappe personelle Ausstattung in der Grundförderung. Seit mehreren Jahren plant das ZAS daher eine Instituterweiterung, die sich hoffentlich im Anschluss an die Evaluation im Jahre 2022 realisieren lassen wird. Die thematische Ausrichtung hat sich dabei zu einem Thema hinbewegt, das gerade auch die Mehrsprachigkeitsforschung fördern und verstärken würde: »Diversität von Sprachen und Sprechern«. Die Herausforderung wird dabei bleiben, die Verfolgung von theoretischer Grundlagenforschung zusammenzubringen mit anwendungsnahen Untersuchungen – und vor allem mit dem Transfer in die Praxis.

*Die Sprachwissenschaftlerin **Natalia Gagarina** leitet seit 2017 am ZAS den Forschungsbereich 2 »Sprachentwicklung & Mehrsprachigkeit« und ist seit 2020 außerplanmäßige Professorin an der Humboldt-Universität zu Berlin.*

***Manfred Krifka** ist seit 2000 Professor für Allgemeine Sprachwissenschaft an der Humboldt-Universität zu Berlin und seit 2001 Direktor des ZAS.*

25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin

////////////////////

Leibniz-
Zentrum
für Literatur-
und Kultur-
forschung



31



32



33

- 31 Karlheinz Barck, Konferenz »Erich Auerbach – Geschichte und Aktualität eines europäischen Philologen«, 2004
- 32 Eberhard Lämmert, »Literatur und Kunst. Eberhard Lämmert zum 80. Geburtstag«, 2004
- 33 Stéphane Moses, Martin Tremel, Jahrestagung »Zum Nachleben der Religion(en) in der Kultur«, 2004
- 34 Open Space, ZfL, 2007
- 35 Georges-Arthur Goldschmidt, Sybille Lewitscharoff, Stefan Willer, Literaturtage »Am Nullpunkt der Familie Generationen und Genealogien in der Gegenwartsliteratur«, 2008
- 36 Daniel Weidner, Mittwochs Vortrag von Julia Kristeva, 2008



34



35



36



37



38

- 37 Festveranstaltung »Zukunft für die Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin«, 2008
- 38 Uta Kornmeier, Ausstellung »Zwillingsbilder«, Medizinhistorisches Museum der Charité, 2008
- 39 Symposium »Klang und Musik im Werk Walter Benjamins – Benjamin in der Musik«, 2010
- 40 W. J. T. Mitchell, Inauguralvortrag als Honorary Member des ZfL, 2010
- 41 Symposium »Gesichter – Faces«, 2010

39



40



41





42



43



44



45

- 42 Tagung »Transgenerationale Übertragungen«, 2010
- 43 Vorstellung des Projekts »Kulturelle Semantik Georgiens«, 2012
- 44 Sigrid Weigel, Buchvorstellung »Taubes und Taubes«, 2012
- 45 Symposium »Wagner spielen – Wagner denken – Wagner diskutieren«, 2013
- 46 Literaturtage »Schreiben, was kommt. Zukünfte in der Gegenwartsliteratur«, 2013

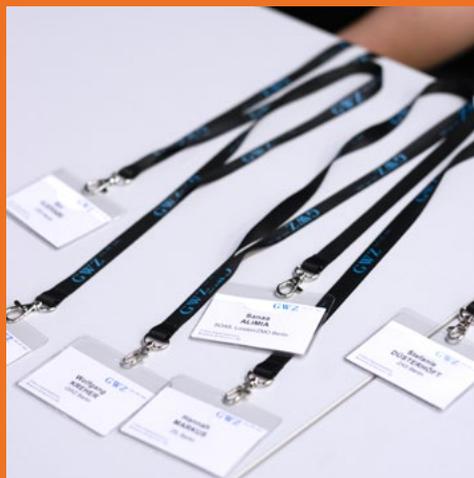
46





47

48



- 47 Homi K. Bhabha, Inauguralvorlesung als Honorary Member des ZfL, 2015
- 48 GWZ-Tagung »Borders and Identity 2015: Urban fragmentation(s)«, 2015
- 49 Buchpräsentation »Von Kopf bis Fuß. Bausteine zu einer Kulturgeschichte der Kleidung«, Berlin, 2016
- 50 Eva Geulen, Festveranstaltung »ZfL – Das zwanzigste Jahr«, 2015
- 51 ZfL-Sommerakademie »Genealogien der Diversität«, 2017



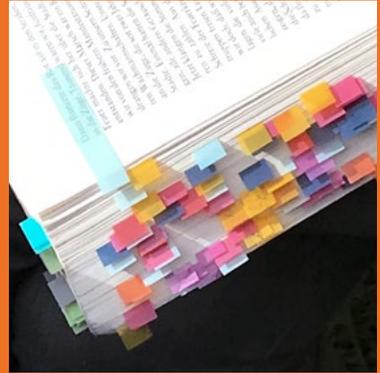




54

- 52 Podiumsgespräch »1917 ... 2017. Gedenken an Revolution und Terror im öffentlichen Raum«, 2017
- 53 Aufnahme des ZfL in die Leibniz-Gemeinschaft, 2018
- 54 Klausurtagung, 2018
- 55 Klausurtagung, 2019
- 56 Zeitschriften-Kardex, ZfL-Bibliothek, 2018

55



56





- 57 Mossehaus, Berlin, Sitz des ZfL, 2021
- 58 Podcast-Aufnahme mit Maria Kuberg und Sebastian Kirsch, 2021
- 59 Literaturtage »Abstand«, Literaturhaus Berlin, 2021

58



59



Vom Akademieinstitut zum ZfL – Geist und Geschichte

Ernst Müller, Franziska Thun-Hohenstein

*Das ZfL geht auf das Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR (ZIL), zurück, das von 1969 bis zu seiner Auflösung 1991 bestand. Ab 1992 wurden einige Projektgruppen des ZIL für vier Jahre in die bei der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) eingerichtete und von ihr betreute Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben mbH überführt. Auf Grundlage der Empfehlungen des Wissenschaftsrats wurden 1995 die Geisteswissenschaftlichen Zentren Berlin e.V. (GWZ) gegründet, unter dessen Trägerschaft das ZfL als Zentrum für Literaturforschung (ZfL) am 1. Januar 1996 seine Arbeit aufnahm. Seit 2019 ist das ZfL Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft. In einem Gespräch haben die beiden langjährigen Mitarbeiter **Franziska Thun-Hohenstein** und **Ernst Müller** aus persönlicher Perspektive die politischen und wissenschaftlichen Systemwechsel und Übergänge reflektiert.*

Franziska Thun-Hohenstein Ich bin im Dezember 1974, nach Abschluss meines Studiums der russischen Sprache und Literatur an der Moskauer Lomonossow-Universität, als wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZIL eingestellt worden. Zielsetzung war die Promotion. Ich kam in eine Forschungsgruppe, deren Schwerpunkt auf der Geschichte der russischen Literatur des 20. Jahrhunderts lag, im weiteren Sinne auf der multinationalen Literatur der Sowjetunion.

Ernst Müller Ich bin erst später, Anfang 1987, ans Institut gekommen, mein Weg war eher untypisch. Am ZIL arbeiteten normalerweise Wissenschaftler aus den verschiedenen Philologien. Ich kam, gerade bei Gerd Irrlitz promoviert, von den Philosophiehistorikern der Humboldt-Universität. In der Zeit hat die Truppe um Carlo Barck im Bereich Theoriegeschichte, die mit *Literatur – Gesellschaft – Lesen* einen auch international beachteten Band vorgelegt hatte, mit der Planung des *Wörterbuchs der Ästhetischen Grundbegriffe* begonnen. Das Projekt verstand sich als theoretisches Zentrum des ZIL und wollte, vergleichbar mit »Poetik und Hermeneutik« im Westen, interdisziplinär arbeiten. Dafür suchte es die Zusammenarbeit mit Philosophen, Kulturwissenschaftlern und Theaterwissenschaftlern. Der Theoriebereich versammelte sehr interessante Leute – Karlheinz Barck, Dieter Schlenstedt, Wolfgang Thierse, Dieter Kliche. Auch sonst war das Institut mit Manfred Naumann, Martin Fontius, Werner Mittenzwei und Robert Weimann gerade im Vergleich mit der insgesamt dogmatischeren Universität für mich eine Befreiung. An intellektueller Liberalität ist für mich nach 1990 kaum etwas dazugekommen. Was wir wollten, konnten wir in den späten 1980er Jahren weitgehend machen, und Manfred Naumann war als Institutsdirektor auch jemand, der sich für die Leute eingesetzt und sie geschützt hat. Ich war zunächst nur von 1987 bis 1990 am ZIL, trotzdem hat mich das in der Wissenschaft sozialisiert. Dabei hatte ich persönlich Glück. Eigentlich sollte ich nämlich nach der Promotion, um

praktische Erfahrung zu sammeln, wie das damals hieß, als Dozent ins Marxismus-Leninismus-Grundlagenstudium gehen. Das hieß, in anderen Universitätsinstituten marxistische Philosophie lehren, um danach wieder in die Philosophiegeschichte zurückzukehren. Wenn ich dort 1989 erwischt worden wäre, dann wäre Schluss gewesen. Aber ich hatte selber gesehen, dass ich das nicht will, und war dann – untypisch für die DDR – sogar drei Monate ohne Arbeit. Da kam über Irrlitz das Angebot von Barck, bei den *Ästhetischen Grundbegriffen* mitzuarbeiten.

Es war noch zu DDR-Zeiten geplant worden, dass ich im Zuge des deutsch-deutschen Kulturabkommens für ein Jahr nach Siegen gehen sollte, in das erste, von Hans Ulrich Gumbrecht gegründete Graduiertenkolleg für die Geisteswissenschaften. Mein dortiger Aufenthalt ab März 1990 fiel zusammen mit der Abwicklung der Akademieinstitute und insofern war ich froh, dass ich dieses Stipendium hatte. Den älteren, gestandenen Leuten war es recht, wenn Jüngere weggingen. Denn selbst wenn die Institute sich hielten, war klar, dass das ZIL mit seinen über 200 Mitarbeitern radikal verkleinert werden musste.

Diejenigen im Westen (und das waren keineswegs alle), die sich dafür einsetzten, dass bestimmte Institute oder Teile der ehemaligen Akademie erhalten blieben, wollten damit zugleich Institutionen schaffen, die auf die Krise der Massenuniversitäten im Westen reagierten. Forschungsinstitute sollten ausgelagert werden, damit Wissenschaftler – entsprechend der Idee der Universität als *Universitas Litterarum* – neben der zeitraubenden Lehre wieder zur disziplinenübergreifenden Forschung kamen. Damit war eine gewisse Paradoxie verbunden. Denn eine Begründung für die Abwicklung der Akademie der Wissenschaften war, dass das Prinzip der Einheit von Lehre und Forschung dort nicht realisiert gewesen sei. Dagegen gab es Widerstände aus den Universitäten, die nicht einsehen wollten, dass die einen lehren sollen und die anderen forschen dürfen. Die Interdisziplinarität stieß aber auch auf Widerstände in Disziplinen, die sich in ihren Grenzen eingerichtet hatten. Schließlich sahen die wenigsten ein, dass es ausgerechnet Ostwissenschaftler sein sollten, die ein solches Privileg bekamen. Man muss auch sehen, dass es um die Ausweitung der Einflussmöglichkeiten bestimmter westlicher Positionen in den Osten ging. Bezogen auf das ZIL war das besonders die Konstanzer Schule um Jauss. Wobei es ein bisschen komisch war, dass dann diejenigen, die eigentlich zuvor Gesprächspartner und im wissenschaftlichen Streit ebenbürtig oder Konkurrenten waren, plötzlich ins Haus kamen, um zu evaluieren und abzuwickeln. Das hat natürlich dann auch zu Friktionen geführt.

Thun-Hohenstein Aus meiner Perspektive hat sich die Situation zur unmittelbaren Wendezeit etwas anders dargestellt. Der Slawistikbereich galt nicht als profilgebend am ZIL. In der Phase der Abwicklung erhielt daher eine Gruppe jüngerer Slawisten unter der Leitung von Christa Ebert eine Chance im ersten Übergangsgebilde, das durch die Förderungsgesellschaft Wissenschaftliche Neuvorhaben finanziert wurde. Da entstanden dann für mich die ersten Kontakte zu westdeutschen Slawisten.

In Bezug auf die weitere Entwicklung gebe ich Ernst Müller recht, es wurde sehr viel diskutiert über den Widerstand aus verschiedenen westlichen Ecken und Institutionen gegen die Gründung interdisziplinärer geisteswissenschaftlicher Forschungszentren. Das war aus meiner Sicht eine mehrjährige Debatte zwischen Wissenschaftsstrategen und

denen, die über die Finanzierungsmodalitäten bestimmten. Es ging auch um Prämissen des Einigungsvertrages. Großes Verdienst, dass die Gründung solcher interdisziplinärer Forschungseinrichtungen wie des ZfL zustande kam, hatte sicherlich Eberhard Lämmert.

Müller Lämmert war nicht nur Gründungsdirektor des ZfL, er spielte auch für viele andere Zentren eine wichtige Rolle. Es wurden ja auch andere Institute aus der ehemaligen Akademie gebildet, zum Beispiel für Forschungszentrum Europäische Aufklärung in Potsdam, in dem Lämmert neben dem ebenfalls aus dem ZIL stammenden Martin Fontius Co-Direktor war. Man hat versucht, diese Zentren auf die Ostbundesländer zu verteilen; in Berlin wurden drei gegründet, die heute zu den GWZ gehören. Auch im Aufklärungszentrum arbeiteten mehrere Disziplinen zusammen, Literaturwissenschaftler, Historiker, Philosophen und Philologen. Zusammengehalten werden sollten die Zentren durch interdisziplinär zu bearbeitende Gegenstände. Im ZfL waren das wesentlich die »Ästhetischen Grundbegriffe«.

Thun-Hohenstein Bei aller Produktivität dieser Schwerpunktsetzung: Das ZfL wurde programmatisch meines Erachtens von Anfang an als ein Forschungszentrum für Literatur- und Kulturforschung gegründet, es gab in all den Jahren viele Projekte, die sich dezidiert mit Literatur befassten. In Leipzig wurde damals das GWZO gegründet, das heutige Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa. Am ZfL wurde nach der Berufung von Christa Ebert an die Viadrina in Frankfurt (Oder) offenbar erwogen, die Slawistik komplett nach Leipzig zu verlegen. Lämmert aber engagierte sich stark dafür, dass die osteuropäische Perspektive in Berlin, einer Nahtstelle zwischen Ost und West, Bestandteil der am ZfL aufzubauenden interdisziplinären Forschung blieb.

Die Wende habe ich zunächst als Aufbruch und enorme Erleichterung empfunden, weil ich zunehmend in Konflikte geraten war, wissenschaftliche wie politische. Erst später wuchs durch die weggebrochene Dauerstelle die Unsicherheit. Hinzu kam für mich das Einüben in intensivere theoretische Diskussionen (in meiner Erinnerung kannte ich sie aus dem Slawistikbereich am ZIL nicht in dieser Lebhaftigkeit), insbesondere, nachdem Klaus Städtke, der früher auch Mitarbeiter des ZIL gewesen war, als externer Projektleiter von Bremen aus stärker in unsere konzeptionellen Überlegungen eingebunden wurde. Mit der Zeit ergab sich eine interessante Forschungsperspektive zwischen dem Theorieanspruch am ZfL und der interdisziplinären historischen Forschung an konkreten Gegenständen, die mich motiviert und meine Forschungen vorangebracht hat.

Müller Die Verbliebenen wurden dann aufgefordert, Konzepte zu entwickeln, nicht nur für die »Ästhetischen Grundbegriffe«, sondern auch für die Gesamtstruktur des ZfL. Zwischenzeitlich gab es die Idee, das über den Begriff des ästhetischen Denkens zu machen. Es gab auch Philologien, die nicht so einen großen Theorieanspruch hatten, die mit solchen Schlagworten nicht so viel anfangen konnten. Lämmert war in dieser ganzen Zeit geradezu eine Lichtgestalt. Ihm gelang es nicht nur, zwischen den verschiedenen Interessen zu vermitteln, sondern auch gleichzeitig die »abgewickelten« Ostler einzubinden und die West-»Durchmischung« zu befördern. Ich glaube, Lämmert hat die

ganze Form der Wiedervereinigung als Anschluss sehr skeptisch gesehen. Er, der sein universitäres Wissenschaftsleben schon hinter sich hatte, hat uns immer gedrängt, »von unten« Konzepte zu entwickeln. Sein Verständnis war, dass wir selbst etwas Neues aufbauen und auch ein demokratischeres Verständnis von Wissenschaft entwickeln sollten. Und er hat sich sehr für jeden Einzelnen und für gute Projekte eingesetzt.

Thun-Hohenstein Ja, Lämmert war im besten Sinne ein Förderer, so habe ich ihn auch erlebt. Obgleich ich einen kleinen Dissens mit ihm hatte, weil er mich am liebsten für eine längere Zeit nach Prag geschickt hätte, um für eine Habilitation eine zweite slawische Sprache zu lernen; ich hatte in Moskau ja nur russische Sprache und Literatur studiert. Das konnte ich jedoch nicht, weil ich alleinstehend mit einem Kind war. Grundsätzlich haben wir seine Zuwendung zu den Belangen der Mitarbeiter alle erlebt: Lämmert hatte ein enormes Geschick, sowohl wissenschaftspolitisch auf allen möglichen Ebenen als auch im Umgang mit jedem Einzelnen am Institut.

Müller Für mich war die Wende riskant, weil ich mich eingelassen hatte auf die Literaturwissenschaften, auch mit dem Graduiertenkolleg in Siegen, und damit raus war aus der Philosophie. In der Philosophie kannte ich dann zunächst auch gar keinen mehr von den neuen Leuten, die in den Osten kamen. Ich habe von da an meine akademische Laufbahn als prekär empfunden. Im Westen wurde das zu der Zeit gerade zum Normalzustand, aber wir hatten ja in der DDR fast alle einen unbefristeten Arbeitsvertrag. Nachdem ich dann doch noch einmal sechs Jahre als Philosophieassistent an der Humboldt-Universität gearbeitet hatte und als auch die Institution ZfL fürs Erste gesichert war, mussten wir uns von Drittmittelantrag zu Drittmittelantrag schleppen. Insofern ist es retrospektiv eher erstaunlich, welche Kontinuität es gibt: Meine erste Arbeitsstelle war das ZfL und ich arbeite hier immer noch. Ich habe am Anfang Begriffsgeschichte gemacht, die mache ich immer noch.

Die *Ästhetischen Grundbegriffe* waren konzeptionell schon 1989 fertig, der letzte Band erschien aber erst 2005. Eigentlich waren alle froh, als dieses Großprojekt endlich abgeschlossen war. Insofern war es überraschend, als Lämmerts Nachfolgerin Sigrid Weigel vorschlug, wir sollten weitermachen und erproben, wie Begriffsgeschichte in den Kulturwissenschaften funktioniert. Angefangen mit *Begriffsgeschichte im Umbruch?* haben wir dann eine Reihe nicht unerfolgreicher Bücher gemacht, wir sind international vernetzt. Im Unterschied zu Lämmert hat Weigel eigene Ideen verwirklichen wollen: die Dialektik der Säkularisierung, die Wissenschafts- und Mediengeschichte, die Wissenskünste – das waren neben der Begriffsgeschichte die großen Themen und das, was dem ZfL ein Profil gab, das es von den Philologien der Universitäten unterschied.

Thun-Hohenstein Ein weiterer Schub für Neuansätze ergab sich durch ein vom BMBF von 2006 bis 2010 finanziertes großes Forschungsprojekt zur »Topographie pluraler Kulturen Europas« unter der Leitung von Sigrid Weigel mit insgesamt sechs Projektstellen. Von Europa war zwar vorher schon in verschiedenen Projekten die Rede gewesen. Mit dem Blickwechsel auf Europa von den östlichen bzw. südöstlichen Rändern her, wo es keine klar definierten Zugehörigkeiten gab, sondern ganz unterschiedliche trennende

oder verbindende Verortungen, war eine Gegenstandserweiterung verbunden, die es zugleich ermöglichte, kulturwissenschaftliche und philologische Ansätze zusammenzuführen und weiterzutreiben.

Dieser Forschungsansatz hat dann auch zu anderen Projekten geführt, etwa zu Fragen des Nationalen im Sowjetimperium oder zur kulturellen Semantik des Schwarzmeerraumes aus unterschiedlichen Perspektiven. Das sind alles brandaktuelle Fragen, die man nicht vergessen sollte. Die langjährige fruchtbare Kooperation mit georgischen Kolleginnen und Kollegen ist bis heute ein großer Gewinn für das ZfL.

Viele Zusammenhänge ergaben sich über Personen und deren Forschungsinteressen, über gemeinsame Diskussionen. Ein Punkt, den man auch nicht vergessen darf, sind die vielen ›kleinen‹ Workshops, die wir im engen Zusammenspiel mit Kolleginnen und Kollegen ganz unterschiedlicher Fachrichtungen und Ausrichtungen am ZfL durchführten. Von ihnen gingen sehr viele Anregungen aus, die dann zurückwirkten auf die ursprünglich eventuell anders konfigurierten Projektansätze. Diese Bereicherung kann man an vielen Publikationen und Programmen von Workshops ablesen und ich glaube, das hat in der Zeit von Sigrid Weigel sehr stark gewirkt. Das hat uns zusammengeschweißt.

Müller Ja, das sind die zwei Seiten, die das ZfL zu Weigels Zeiten ausgemacht haben: Sie hat Konzepte mitgebracht und sie hat viele Freiheiten gelassen in der Zusammenarbeit zwischen den Projekten und einzelnen Leuten, auch unterhalb der Wahrnehmungsebene der Leitung. Das Institut funktionierte, weil Weigel einerseits akzeptierte, dass es Wissenschaftler gab, die mehr von der Sache verstanden als sie, sie aber auf der anderen Seite ein verbindendes kulturwissenschaftliches Konzept suchte, das den Laden dennoch zusammenhielt. Das war sehr produktiv. Es herrschte ein anderes Selbstverständnis, weniger Hierarchie und Kontrolle, mehr Kreativität und Freiräume: Jeder einzelne Wissenschaftler, egal ob der jetzt eine Leitungsposition innehatte oder nicht, fühlte sich für das Institut mitverantwortlich.

Thun-Hohenstein Ich kann dem nur zustimmen. Zwar hat man sich mitunter geärgert, wenn man mit der einen oder anderen Idee nicht zum Zuge kam. Aber auf der anderen Seite hat das eben wirklich getragen, den Zusammenhalt gestärkt. Wenn die unterschiedlichen Vernetzungen, die da entstanden sind, nicht gewesen wären, wären meines Erachtens viele Dinge nicht so kreativ gewesen in den letzten zehn Jahren.

Wenn ich meine Jahre am ZfL rekapituliere, so gab es in der Forschung zu Osteuropa eine größere Fluktuation als vielleicht in der Begriffsgeschichte. Es gab auch ganz verschiedene Wissenschaftlertypen, die sich unterschiedlich zwischen eigener Karriere und ZfL-Interessen bewegt haben. Es wäre überhaupt interessant zu verfolgen, wer alles am ZfL war, welche Spuren er mit seinen Forschungsfeldern hinterlassen hat, die dann andere vielleicht wieder aufgegriffen haben oder auch nicht. Das würde noch mal ein anderes Bild ergeben gegenüber einem, das aus den Statements in den Papieren entsteht. Wenn man nur die Papiere für die jeweiligen Evaluierungen liest, sich lediglich darauf bezieht, wie dort die Projekte miteinander verzahnt wurden und welche rhetorischen Verbindungen es vielleicht gab ... das ist nur das halbe Bild.

Müller Mir hat es immer Spaß gemacht, nicht im Bergwerk der Disziplin noch ein kleines neues Steinchen zu finden und daran weiterzuarbeiten, sondern sich neue Felder zu erschließen und dann zu sehen, was man mit dem, was man sich bisher an Methoden und Wissen angeeignet hat, Neues findet. Etwa: Begriffsgeschichte anzuwenden auf Wissenschafts- und Naturwissenschaftsgeschichte. Das ist spannend, man ist dann mitunter zunächst Dilettant, aber letztlich kommt man doch zu Ergebnissen, die dann auch ernst genommen werden. Das habe ich auch von Sigrid Weigel gelernt, die sich einfach frech in andere Wissenschaften eingemischt hat. Manchmal ging das vielleicht zu weit, aber sie hat auch was bewirkt. Heute ist Interdisziplinarität oft nur ein Schlagwort, das alle vor sich hertragen, aber zumindest eine Zeit lang war das schon produktiv.

Thun-Hohenstein Ich habe mein letztes DFG-Projekt zu Warlam Schalamow im Frühjahr 2020 abgeschlossen. Als Senior Fellow fühle ich mich heute in einer privilegierten Situation, weil ich auf die Fortsetzung der intensiven Kontakte mit den Kolleginnen und Kollegen hoffen kann. Aber mein Ausscheiden als Mitarbeiterin fiel zeitlich mit dem Beginn der Corona-Pandemie zusammen. Das hat die Kommunikation deutlich verarmen lassen, was ich sehr bedaure. Es sind Möglichkeiten verloren gegangen bzw. reduziert worden, immer wieder aus einer ganz anderen Perspektive Rückfragen an das Eigene zu erhalten. Das ist etwas, was für mich auch den Zusammenhalt ausgemacht hat, selbst wenn man bei den eigenen Gegenständen – in meinem Fall der russischen Literatur- und Kulturgeschichte – bleibt. Insofern kann ich nur hoffen, dass der Austausch in Zukunft wieder etwas stärker wird. Und natürlich, dass die osteuropäische Perspektive in den Forschungen des ZfL verankert bleibt – wovon ich, wenn ich mir die Forschungsfelder und perspektivischen Überlegungen ansehe, auch ausgehe.

Müller Auch das Ende meiner Zeit am ZfL ist absehbar, aber das Begriffsgeschichtsprojekt ist mit Barbara Picht und Falko Schmieder ja gut aufgestellt. Wir arbeiten an einem Lexikon zur politisch-sozialen und kulturellen Semantik in Deutschland, es gibt das *Forum Interdisziplinäre Begriffsgeschichte*. Was das ZfL in der Leibniz-Gemeinschaft und heute betrifft, muss ich sagen, dass ich manchmal Bedenken habe, dass das, was eigentlich dazu geführt hat, dass wir so lange existieren konnten, mitunter in Vergessenheit gerät. Der Grund dafür, dass überhaupt solche Zentren gebildet wurden, war der daran geknüpfte Gedanke einer Fächer weit übergreifenden und langfristigen Forschung. Hier kann man Sachen erforschen, die an den Universitäten nicht funktionieren. Das vor allem war das Alleinstellungsmerkmal gegenüber den Universitäten. Ich habe manchmal das Gefühl, das geht in der ganzen Betriebsamkeit unter.

Es gibt ein Klima am ZfL, das sich lange gehalten hat und das sich sehr unterscheidet von dem der Universitäten. Dazu gehört eine Grundsolidarität, dass man andere nicht fertig macht und ihnen zeigt, wie klug man ist. Externe Kollegen, die hier ihre Arbeiten vorgestellt haben, haben dieses Diskussionsklima oft gelobt. Ich denke, dieser Geist hängt auch mit der interdisziplinären Arbeitsweise zusammen, die fachbornierter Dünkelhaftigkeit vorbaut, also – Humboldt folgend – Wissenschaft als etwas zu Suchendes versteht. Interdisziplinarität macht demütig. Es wäre schön, wenn sich dieser Geist hielte.

Thun-Hohenstein Als Slawistin und Literaturwissenschaftlerin kann ich nur zustimmen, dass der Zusammenhalt und die Kreativität des ZfL aus der Interdisziplinarität erwachsen. Ich habe meine Jahre am ZfL in dieser Hinsicht als ebenso anstrengende wie beglückende Herausforderung empfunden. Und ich wünsche mir, dass alle Mitarbeiter daran mitwirken, diesen produktiven Geist – das bereichernde, mitunter völlig überraschende Zusammenspiel verschiedener Themen und Forschungsansätze – auch künftig zu erhalten und weiterzutragen.

*Die Slawistin **Franziska Thun-Hohenstein** war bis 2020 wissenschaftliche Mitarbeiterin am ZfL und ist seither Senior Fellow.*

*Der Philosoph **Ernst Müller** leitet das ZfL-Schwerpunktprojekt »Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen. Lexikon zur politisch-sozialen und kulturellen Semantik in Deutschland«.*

Das Konzept der Generation – ein Projekt und seine Erbschaften

Stefan Willer

Nachdem Sigrig Weigel 1999 die Direktion des ZfL übernommen hatte, gehörte die Ausrichtung auf Wissens- und Wissenschaftsgeschichte zum Kern des Forschungsprogramms. Insbesondere ging es dabei um die – vom langjährigen Co-Direktor Karlheinz Barck so genannten – »Leonardo-Effekte«: um Erkundungen der Übergänge zwischen literarischer und szientifischer Kultur, zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, zwischen ästhetischer Theorie und wissenschaftlichen Experimentalpraktiken. Dieses Programm war offen für unterschiedliche Arten der transdisziplinären Grenzüberschreitung. So gab es etwa die Reihe der »WissensKünste«, in der künstlerische Praktiken als unmittelbare Interventionen in den wissenschaftlichen Diskurs verstanden wurden. Das hauptsächliche Interesse lag aber darin, der ›Trennungsgeschichte‹ von Natur- und Geisteswissenschaften als solcher auf die Spur zu kommen und sie ansatzweise zu überwinden: in kultur- und wissenshistorischen Untersuchungsanordnungen, die sich aus aktuellen Problemlagen speisten und auf diese zurückwirken sollten.

Exemplarisch für dieses Forschungsinteresse stand über viele Jahre hinweg die Beschäftigung mit den Themenkomplexen ›Generation‹ und ›Vererbung‹. Unter diesen Leitvokabeln wurden Denk- und Erzählmuster von Übertragung, Weitergabe und Transformation untersucht, die in ganz unterschiedlichen Zusammenhängen eine Rolle spielen: in Diskursen über familiäre und gesellschaftliche Generationenverhältnisse, in historischen und kulturtheoretischen Konzepten von Genealogie, in biologischen Vererbungslehren, Kodifizierungen des Erbrechts und Debatten über das kulturelle Erbe. Die methodische Herausforderung für die Forschungen des ZfL lag von Anfang an darin, die verschiedenen Kontexte aufeinander zu beziehen und dennoch disziplinären Eigenlogiken gerecht zu werden. So meint ›Erbe‹ in der Genetik zweifellos etwas anderes als im Zivilrecht, aber die semantische Nähe beider Konzepte ist alles andere als zufällig und vermag Aufschluss über die Kulturgeschichte der Vererbung zu geben. Und der moderne Begriff der Generation kennzeichnet zwar Erfahrungs- und Erlebnisgemeinschaften im soziologischen Verständnis, enthält aber auch ältere Konzepte von *generatio* und *genesis*, die das Verständnis sozialer Schichtung produktiv irritieren und anreichern können.

Lassen sich also aktuelle ›Generationenkonflikte‹ besser verstehen, wenn man sie auf ihre begriffsgeschichtlichen Voraussetzungen hin befragt? Diese Frage war der Ausgangspunkt des DFG-geförderten Projekts »Das Konzept der Generation. Zur narrativen, zeitlichen und biologischen Konstruktion von Genealogie« (2001–2004), konzipiert und geleitet von Sigrig Weigel gemeinsam mit dem Kulturwissenschaftler Thomas Macho (HU Berlin). Als wissenschaftliche Mitarbeiter wurden der Wissenschaftshistoriker Ohad Parnes und ich eingestellt; hinzu kam die Literaturwissenschaftlerin Ulrike Vedder, seinerzeit Assistentin der Direktorin. Das Projekt startete in einer Hochphase der nicht nur soziologischen,

sondern auch publizistischen und belletristischen Generationenliteratur und des »generationalen Alltagshistorismus« (Gustav Seibt). Allenthalben war von der ›Generation Reform‹, der ›Generation Berlin‹ oder der ›Generation Golf‹, aber auch von ›Generationengerechtigkeit‹ und einem neuen ›Generationenvertrag‹ die Rede. Angesichts dieser diskursiven Lage, in der jeder zu wissen schien, was eine ›Generation‹ sei, war es umso dringlicher, diese vermeintliche Evidenz infrage zu stellen und die Dinge komplizierter zu machen, als sie im allgemeinen Sprachgebrauch schienen.

Das Projekt befasste sich daher mit den historischen Genealogien des Generationsbegriffs. So wurde das gängige Verständnis der Generation als einer alters- und erfahrungsspezifischen ›Kohorte‹ nicht nur auf die Soziologie der 1920er Jahre, sondern angesichts des militärischen Beiklangs jenes Terminus auch auf die Einberufungspraxis des Ersten Weltkriegs zurückgeführt, ohne die das durchgängige Interesse der Generationstheoretiker an der exakten Gruppierung möglichst vieler Individuen nach ihren Geburtsjahrgängen kaum denkbar wäre. Die Vorstellung einer generationellen Fortschrittsdynamik ließ sich hingegen auf die im späten 18. Jahrhundert einsetzende Futurisierung ›der Geschichte‹ und die Erhebung der jeweils jungen Generation zur historischen Triebkraft zurückverfolgen. Eine wichtige Rolle für die Aufschlüsselung des Konzepts spielten außerdem physiologische und embryologische Theorien der Zeugung und Entwicklung neuen Lebens, in denen seit etwa 1750 das Wort Generation eine Schlüsselstellung einnimmt. Bei diesen biologiegeschichtlichen Erkundungen arbeitete das Projekt eng mit der von Hans-Jörg Rheinberger und Staffan Müller-Wille am Berliner Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte geleiteten Gruppe »A Cultural History of Heredity« zusammen, eine Kooperation, die sich in den folgenden Jahren als überaus fruchtbar erwies. Das ZfL-Projekt seinerseits wirkte anregend auf weitere historisch ausgerichtete Forschungen zum Konzept der Generation, etwa auf das 2005 gestartete Göttinger DFG-Graduiertenkolleg »Generationsgeschichte. Generationelle Dynamik und historischer Wandel im 19. und 20. Jahrhundert«, mit dem über mehrere Jahre hinweg enge Arbeitsbeziehungen bestanden.

Sigrid Weigel hatte bereits 1999 den Sammelband *Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte* herausgegeben. Die ersten Ergebnisse des ZfL-Projekts sind dokumentiert in dem Sammelband *Generation. Zur Genealogie des Konzepts – Konzepte von Genealogie* (2005). Wenig später publizierte Sigrid Weigel ihr Buch *Genea-Logik* (2006). Darin demonstrierte sie an einzelnen literarischen Texten ebenso wie an größeren wissenschaftshistorischen Zusammenhängen bestimmte kritische Konstellationen genealogischen Denkens, etwa ein ›phantasmatisches‹ Verhältnis zur Überlieferung oder eine ›Sehnsucht nach Herkunft‹ im Generationsdiskurs. Die übrigen drei Projektmitarbeiter (Parnes, Vedder und Willer) verfassten gemeinsam *Das Konzept der Generation. Eine Wissenschafts- und Kulturgeschichte* (2008). Darin erläuterten wir ausführlich die Wort-, Übersetzungs- und Metapherngeschichte von ›Generation‹ und erkundeten das Modell des ›Generationswechsels‹ in der Biologie, den Topos der ›jungen Generation‹ nach 1945 oder die Entstehung des Konzepts der ›transgenerationalen Traumatisierung‹ in der Familientherapie. Eine zentrale Rolle spielte bei all dem das Erzählen von und in Generationen: von den Götter- und Heldengenealogien im Mythos über die zerfallenden Familien in naturalistischen Romanen bis hin zur Klonierung als Motiv in gegenwärtigen Science-Fiction-Erzählungen.¹

Als dieses Buch im Manuskript fertiggestellt wurde, war die DFG-Finanzierung des gleichnamigen Projekts bereits ausgelaufen. Schon 2004 und dann erneut 2007 gelang es der Gruppe unter Leitung von Sigrid Weigel jedoch, bei der VolkswagenStiftung zwei aufeinanderfolgende Projekte im Programm »Schlüsselthemen der Geisteswissenschaften« einzuwerben: »Erbe, Erbschaft, Vererbung. Überlieferungskonzepte zwischen Natur und Kultur im historischen Wandel« und »Generationen in der Erbesgesellschaft. Ein Deutungsmuster soziokulturellen Wandels«. Die Titel benennen sowohl die Kontinuität der Fragestellungen als auch gewisse konzeptuelle Revisionen. Vor allem ließ sich durch die Orientierung am »Erbe« die Untersuchung intergenerationeller Transfers genauer spezifizieren. Denn alle als Erbe klassifizierten Übertragungen haben – so die damalige Hypothese – die Gemeinsamkeit, dass sie eine Zäsur voraussetzen: Erst durch eine Unterbrechung in der Kette der Wesen, Dinge oder Ereignisse kommt es überhaupt zur Übertragung, ob in kultureller, rechtlicher, ökonomischer oder biologischer Hinsicht. Außerdem spielen Institutionen und Gesetzmäßigkeiten eine bestimmende Rolle, sei es die Regelung von Macht- und Vermögenstransfers durch Konventionen oder Kodifikationen, sei es die Formulierung von Vererbungsgesetzen in der Biologie. Wie leidenschaftlich über die Unverrückbarkeit und Ausnahmslosigkeit solcher Gesetze diskutiert wurde und wird, kann man der Debatte über die »Vererbung erworbener Eigenschaften« entnehmen. Dieses Theorem, das bei Lamarck, Darwin und Haeckel denkbar positiv besetzt war, weil es für Veränderung und Fortschritt im Bereich des Lebenden stand, wurde von der klassischen Genetik um 1900 kategorisch ausgeschlossen, aber von der Psychobiologie bis weit ins 20. Jahrhundert aufrechterhalten und erlebt heute eine Rückkehr in bestimmten Deutungen »epigenetischer« Vererbung.

Indem die Fragestellungen neu justiert wurden, erweiterte sich der historisch-thematische Fokus und mit ihm die interdisziplinären Kooperationen. Im ersten *Erbe*-Projekt fungierte neben Sigrid Weigel der Mittelalterhistoriker Bernhard Jussen (Universität Bielefeld, inzwischen Goethe-Universität Frankfurt a. M.) als Antragsteller, womit die Erschließung der Vormoderne eine prominente Rolle spielte. Das betraf zum einen spezielle Charakteristika des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, etwa bestimmte Vorstellungen von Verwandtschaft, Eigentum oder geistlicher Vererbung. Zum anderen kamen mögliche Berührungen vormoderner und postmoderner Sichtweisen auf das Erbe in den Blick, vor allem im Sinne einer Kritik und Überschreitung von Kernfamilie und Blutsverwandtschaft als den prägenden Kategorien des zivilrechtlichen Erbe-Verständnisses seit den bürgerlichen Gesetzbüchern des 19. Jahrhunderts. Der Projektband *Erbe. Übertragungskonzepte zwischen Natur und Kultur* (2013, hg. von Willer/Weigel/Jussen, mit Beiträgen aller Projektbeteiligten) verbindet beide Perspektiven, indem er systematische Frage-

1 Eine solche »Kollektivmonographie« war die angestrebte Ergebnisform in diesem und anderen ZFL-Projekten. Es handelte sich dabei nicht um Sammlungen individuell verfasster Einzelkapitel, sondern um Produkte einer gemeinsamen Anstrengung in Recherche, thematischem Zugriff, Disposition und sprachlicher Darstellung – ein oft mühevolleres, aber doch lohnendes Unterfangen, bilden diese Bücher doch die Dynamik ab, die sich aus projektförmiger Forschung in den Kultur- und Geisteswissenschaften entwickeln kann. Weitere Beispiele sind *Sakramentale Repräsentation. Substanz, Zeichen und Präsenz in der Frühen Neuzeit* von Stefanie Ertz, Heike Schlie und Daniel Weidner (2012) sowie Ernst Müllers und Falko Schmieders *Begriffsgeschichte und historische Semantik. Ein kritisches Compendium* (2016).

stellungen (z.B. zu den Themenkomplexen ›Erbe und Verwandtschaft‹, ›Erbe und Recht‹, ›Erbe und Literatur‹, ›Biologisches Erbe‹) in einer historischen Darstellung vom frühen Mittelalter bis zum 21. Jahrhundert anordnet.

Im Anschlussvorhaben »Generationen in der Erbesgesellschaft«, das gemeinsam mit dem Soziologen Martin Kohli (FU Berlin) und dem Juristen Peter Breitschmid (Universität Zürich) beantragt wurde, verstärkte sich der Fokus auf die Gegenwartsanalyse in Untersuchungen von Nachfolgeprozessen in Familienunternehmen, anstehenden Veränderungen des Erbrechts oder Debatten über ›World Heritage‹. Die öffentliche und mediale Resonanz war beträchtlich – was unter anderem zur Etablierung eines ›Forums Erbschaftsforschung‹ führte, bei dem Wissenschaftler der beteiligten Disziplinen mit Experten aus der Praxis (Anwälten, Erbenermittlern, Stiftern) ins Gespräch kamen. Ein wichtiger Neuanfang dieser Projektphase betraf die seinerzeit allgegenwärtige Rede vom ›demographischen Wandel‹. Es sollte untersucht werden, welche Rolle die Konzepte Erbe und Generation nicht nur in der öffentlichen Demographie-Debatte, sondern auch in der Demographie als Wissenschaft spielten. Unter anderem wurde dafür eine Kooperation mit dem Max-Planck-Institut für demographische Forschung in Rostock verabredet, und am ZfL fand eine international besetzte Tagung zum Übergangsbereich von Kulturwissenschaft und Demographie statt (›Culture Meets Demography«, 2009). Es sei nicht verschwiegen, dass der daran anschließende Versuch, ein Glossar der ›Kulturellen Demographie‹ zu verfassen, letztlich an nicht zu klärenden Methodenfragen scheiterte. Auch ein solches Scheitern kann für ein ambitioniertes interdisziplinäres Vorhaben jedoch mittelbar ein relevantes Ergebnis darstellen. Leichter umzusetzen waren Untersuchungen zu den literarischen Effekten demographischer Diskurse, etwa in mehreren Aufsätzen von Ulrike Vedder und ihrem Projektnachfolger, dem Amerikanisten Jörg Thomas Richter, oder in einem von Ulrike Vedder und mir herausgegebenen Themenheft der *Zeitschrift für Germanistik* über »Alter und Literatur«.

Ebenfalls in diese Zeit fiel die Fertigstellung zweier literaturwissenschaftlichen Habilitationsschriften, die beide an der TU Berlin angenommen wurden. Ulrike Vedder legte 2009 ihre Arbeit über »Das Testament als literarisches Dispositiv im 19. Jahrhundert« vor (zwei Jahre später veröffentlicht unter dem Titel *Das Testament als literarisches Dispositiv. Kulturelle Praktiken des Erbes in der Literatur des 19. Jahrhunderts*), eine vergleichende Studie über die Gattungspoetik der *écriture testamentaire*, die Materialität von Erbstücken und die Ökonomie testamentarischer Gaben von Kleist und Austen über Droste-Hülshoff und Balzac bis zu Thomas Mann und Henry James. Ich selbst reichte 2010 meine Studie »Das Erbe in der literarischen Kultur der Moderne. Grundlagen und Fallgeschichten« ein (publiziert 2014 als *Erbfälle. Theorie und Praxis kultureller Übertragung in der Moderne*), in der die Problemgeschichte moderner Vererbungskonzepte auf konkrete Erbfälle der deutschen Literatur vom Nachleben Friedrich Nietzsches bis zur Erbethorie der DDR-Kulturpolitik bezogen werden. Inzwischen lehren wir beide am Institut für deutsche Literatur der HU Berlin (Vedder bereits seit 2009, ich seit 2018) und entwickeln derzeit ein interdisziplinäres Verbundprojekt zu Praktiken des Erbes – nur ein Beispiel dafür, wie anregend und aktuell dieser Gegenstand nach wie vor ist.

Auch innerhalb des ZfL wurde und wird weiterhin über das Erbe geforscht. Im direkten Anschluss an die beiden »Schlüsselthemen«-Projekte folgte im Rahmen der BMBF-Finanzierung eine Untersuchung über »Kulturelle Faktoren der Vererbung« (2011–2013), an der neben Ohad Parnes und Jörg Thomas Richter die Psychologin Vanessa Lux beteiligt war. Im Mittelpunkt stand hier die Epigenetik als interdisziplinäre Schnittstelle zwischen natürlicher und kultureller Vererbung. Die damit einhergehende Frage nach einer Kulturalisierung biologischer Vererbungstheorien war bereits in früheren Projektphasen aufgeworfen worden, ließ sich nun aber im Hinblick auf ethische und sozialpolitische Konsequenzen vertiefen, insbesondere im Band *Kulturen der Epigenetik. Vererbt, codiert, übertragen* (2014, hg. von Lux/Richter). Eine weitere Abzweigung stellte die über mehrere Jahre am ZfL betriebene Kulturgeschichte der Zukunft dar. Sie schloss an die zeittheoretische Überlegung an, dass es in Generationsverhältnissen und Erbfällen stets um eine Übermittlung des Vergangenen in Richtung Zukunft geht. Solche und andere Modellierungen von Zukunft wurden in zwei von mir geleiteten Projekten untersucht: »Prognostik und Literatur« (2010–2013 im Rahmen der BMBF-Programmförderung, mit Benjamin Bühler) und »Sicherheit und Zukunft. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Security Studies« (2014–2017 gefördert von der Gerda Henkel Stiftung, mit Benjamin Bühler, Johannes Becker und Sandra Pravica).

Abschließend ist der Begriff der Imperialen Erbschaften zu nennen, der am ZfL für die Erforschung postsowjetischer Kulturen verwendet wird – zuerst 2013 bei einer Tagung über »Begründungen und Erbschaften des Imperialen«, dann in der Konzeption des Projekts zur »Kulturellen Semantik des Schwarzen Meeres« (2016–2019), und jüngst im Titel des im Mai 2021 veranstalteten Workshops »Inherit the World: Strategies of ›Translatio‹ in the Soviet Literary Cosmopolis«. Für die Beschreibung kultureller Übertragungsvorgänge in ihrer politischen Wirkungsweise bietet der Begriff des Erbes nach wie vor erhebliches analytisches Potential.

*Der Literaturwissenschaftler **Stefan Willer** war von 2001 bis 2018 in verschiedenen Projekten am ZfL tätig, zuletzt als stellvertretender Direktor. Seit 2018 ist er Professor für Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität zu Berlin.*

Neue Normalitäten – Stil heute

Claude Haas

Eine am ZfL längerfristig und übergreifend verfolgte Forschungsaufgabe ist die Entwicklung von alternativen Geschichten der Moderne. Dabei fragen wir immer auch nach der Rolle von Literatur im Gefüge des Wissens und der Wissenschaften, der sozialen, kulturellen und politischen Praktiken in Vergangenheit und Gegenwart. Vom Spektrum der dabei in Anschlag kommenden Methoden und Untersuchungsverfahren geben die beiden 2019 gestarteten Schwerpunktprojekte einen Eindruck, die quer zu den drei Programmbereichen Theoriegeschichte, Weltliteratur und Lebenswissen liegen.

Stil und Begriff

In Kooperation mit zahlreichen externen Kooperationspartnern entsteht in dem einen Schwerpunktprojekt unter der Federführung von Ernst Müller ein Lexikon zur politisch-sozialen und kulturellen Semantik in Deutschland mit dem (Arbeits-)Titel »Das 20. Jahrhundert in Grundbegriffen«. Das Projekt knüpft an die lange Tradition der Begriffsgeschichte am ZfL an, insbesondere an das von Karlheinz Barck mitherausgegebene historische Wörterbuch der *Ästhetischen Grundbegriffe* in sieben Bänden. Mit dem Fokus auf dem 20. Jahrhundert werden hier begriffsgeschichtliche Verfahren modifiziert und um digitale und korpusanalytische Methoden erweitert. Komplementär und gleichsam gegenläufig zur Konzentration auf die Begriffe beschäftigt sich das andere Schwerpunktprojekt mit der Frage nach der Geschichte und der Gegenwart von Stil. Beide Unternehmungen zeichnen sich wie die Forschungen des ZfL insgesamt durch einen aktuellen Gegenwartsbezug aus, beide sind interdisziplinär angelegt. Aber unterschiedlich verfasst und zugeschnitten, verfahren sie zwangsläufig auch anders. Begriffsgeschichtliche Zugänge sind bei der Frage nach Stil nur bedingt hilfreich. Denn dass er ein Phänomen darstellt und an Gegenständen untersucht werden kann, heißt nicht, dass er begrifflich zwangsläufig präsent sein muss.

Dass Stil als Begriff notorisch schwer zu fassen ist, bezeugen jene geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen, in denen er seit dem frühen 20. Jahrhundert trotz (oder auch wegen) seiner Unschärfe große Prominenz erlangte: Die Kunstgeschichte, die Sprach- und Literaturwissenschaft, sowie die Soziologie, in der sich die Untersuchung sogenannter »Lebensstile« seit den 1970er Jahren als feste Sparte etablieren konnte.¹ Die Funktion des Stil-Begriffs wurde verschiedentlich gerade in seiner Unbestimmbarkeit erblickt. Der Romanist K. Ludwig Pfeiffer ging dabei so weit, ausgerechnet den »systematischen Charakter« des Begriffs auf seine »untilgbare Vagheit«² zurückzuführen und konstatierte prägnant:

1 Vgl. den nach wie vor besten Gesamtüberblick bei Rainer Rosenberg u.a.: »Stil«, in: Karlheinz Barck u.a. (Hg.): *Ästhetische Grundbegriffe*, Bd. 5, Stuttgart/Weimar 2003, S. 641–703.

»Der Stilbegriff stellt sich überall da ein, wo andere Begriffe zu versagen drohen. Er verschwindet umgekehrt immer dann, wenn wissenschaftliche Theorien das Erklärungspotential härterer Begriffe (wie System, Struktur, Zwang, Macht, Ordnung, Norm, Regel, Sitte, Konvention, Strategie, Erwartung, Diskurs usw.) höher einschätzen.«³

Gleichwohl konnten Begriffe wie ›Norm‹, ›Regel‹, ›Konvention‹ oder ›Erwartung‹ den Begriff des Stils niemals vollständig verdrängen, weil sie die Folie bereitstellen, auf der Stil als das bestimmt wird, was in jenen Begriffen nicht aufgeht, von ihnen abweicht oder sie unterläuft. In Anlehnung insbesondere an Roman Jakobson wurde der Originalitäts- oder Überraschungseffekt des literarischen Stils deshalb häufig als »besiegte Erwartung« (»defeated expectancy«) beschrieben.⁴

Und tatsächlich sind es auch in der gegenwärtigen Kultur und Literatur Normen und Konventionen, die das Phänomen des Stils überhaupt erst zu erschließen erlauben. Aber anders als noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts ergibt sich die Bedeutung des Stils heute daraus, dass weite Teile der Gesellschaft zumindest ihrem Selbstverständnis zufolge an fixe Normen und Konventionen gar nicht mehr glauben. Normbrüche und Konventionsverletzungen, aus denen Stilphänomene lange ihre Überzeugungskraft bezogen, sind längst zu einer breit anerkannten Form von Normalität geworden.⁵

Der Stil der Gesellschaft

Der Soziologe Andreas Reckwitz hat in seiner schnell zum Standardwerk aufgestiegenen Studie über *Die Gesellschaft der Singularitäten* von 2017 zu Recht darauf hingewiesen, dass in den letzten Jahrzehnten im Westen neue soziale Schichten kulturell vorherrschend wurden, die ihre Identität nicht (mehr) aus dem Allgemeinen, Standardisierten oder Verbindlichen, sondern ganz im Gegenteil aus dem Singulären, Besonderen und Aparten beziehen. Dies gilt für das Essen ebenso wie für den Sport, das Reisen oder die Inneneinrichtung. Ein schönes Emblem für die »Gesellschaft der Singularitäten« und die Absage an jeden (vermeintlichen) Konformismus hat Reckwitz in den Altbauwohnungen gefunden, in denen ein »großer Holz-Esstisch mit mehreren *verschiedenartigen* Stühlen« umgeben wird.⁶

Hier liegt eine markante Differenz zum Stil-Verständnis früherer Epochen vor, die sich der Geschichte der Soziologie deutlich ablesen lässt. Georg Simmel etwa, der sich 1908 intensive Gedanken über die sozialen Korrelate des Stils von Wohnungseinrichtungen

2 K. Ludwig Pfeiffer: »Produktive Labilität. Funktionen des Stilbegriffs«, in: ders./Hans Ulrich Gumbrecht (Hg.): *Stil. Geschichten und Funktionen eines kulturwissenschaftlichen Diskurselements*, Frankfurt a.M. 1986, S. 685–725, hier S. 693.

3 Ebd., S. 711.

4 Vgl. zu dieser Tendenz differenziert Hans-Martin Gauger: *Über Sprache und Stil*, München 1995, S. 194 f.

5 Stabile Unterscheidungen etwa zwischen ›Normalität‹, ›Normativität‹ und ›Normalisierung‹, wie sie insbesondere die Normalismus-Theorie Jürgen Links propagiert, sind aus diesem Grund kaum noch durchzuhalten. Trotz einiger treffender argumentativer Volten bleibt Link einem Verständnis von gesellschaftlicher Repression verhaftet, das mit Blick auf heutige Verhältnisse beinahe romantisch anmutet. Vgl. Jürgen Link: *Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart*, Konstanz 2013, hierzu insbes. S. 21–37.

6 Andreas Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, Berlin 2017, S. 318.

gemacht hatte und der selbst bereits die bewusste Mischung einer (historistischen) Homogenität des Mobiliars entschieden vorzog, hatte diese Präferenz noch ganz anders begründet: »Was den modernen Menschen so stark zum Stil treibt, ist die Entlastung und Verhüllung des Persönlichen, die das Wesen des Stiles ist.«⁷

Zwischen Simmels und Reckwitzens Diagnosen liegt demnach eine Umdeutung des Stilbegriffs. Für Simmel gehörten Kunst und Möbeldesign, gehörten Stil und Stilisierung noch zwei separaten Gebieten an. Wo Gebrauchsgegenstände dennoch als Kunst daherkommen wollten, entstand Simmel zufolge der »widrigste Konflikt.«⁸ »Widrig« war dieser in seinen Augen nicht, weil die eigentliche Kunst dadurch profaniert zu werden drohte, sondern weil er den Menschen heillos überfordert. Die von der Kunst ausgehenden »Erregungspunkte« und Appelle an die Individualität ihrer Rezipienten sollten keinesfalls bis ins bürgerliche Wohnzimmer reichen. Dessen Stil kam im Gegenteil die Aufgabe zu, von der Kunst und von der »absoluten Selbstverantwortlichkeit« des Individuums gleichermaßen zu »erlösen«.

Ein solches soziologisches Verständnis wäre mit Blick auf viele heutige Wohnzimmer oder Stühle kaum noch möglich. »Selbstverantwortlichkeit« wird größtenteils nicht als Last, sondern als Ziel eines gelungenen Lebens betrachtet, für dessen Beglaubigung auch das Mobiliar restlos einzustehen hat. Individualität wird nicht, wie Simmel noch meinte, »befriedet«, sondern soll möglichst permanent dargestellt und zertifiziert werden. Die heute kulturell dominanten Lebensstile arbeiten daran, die für Simmel maßgebliche Trennung von bürgerlicher und künstlerischer Sphäre, aus der ein Autor wie Thomas Mann noch literarisches Kapital schlagen mochte, konsequent aufzusprengen. Zwar konnte, wie Reckwitz mit Blick auf die Gegenwart erläutert, die »neue akademische Mittelklasse«⁹ ihre kulturelle Hegemonie nur deshalb ausbilden, weil sie sich (auch) in bürgerlichen Existenzformen zu behaupten weiß. Sie lehnt sich mit ihren Desideraten der Selbstverwirklichung, Authentizität und Erlebnistiefe zugleich aber an Einstellungen der ästhetischen Avantgarden, der Bohème und der *counter cultures* der 1970er und 1980er Jahre an, die ursprünglich durchaus un- und antibürgerlich ausgerichtet gewesen waren.¹⁰

Insofern ist es nicht überraschend, dass der singuläre Lebensstil in den letzten Jahren zum großen Desiderat, dadurch aber auch zu einem unablässig zu bewältigenden Widerspruch breiter Massen aufrückte. Denn obwohl die von Reckwitz in Augenschein genommene »Mittelklasse« realiter eine Minorität darstellt, hat sie ihre Vorlieben und ihr Selbstverständnis weit über ihre Grenzen hinaus als Lebenstraum vermarkten können. Damit stellt sie die singulären Kreativsubjekte jedoch vor die schier unlösbare Aufgabe, die Absage an Standards und Normen in ihrer eigenen Standardisierung und Uniformität permanent verdecken und einen oft zutiefst gewöhnlichen Lebensstil als einzigartigen präsentieren zu müssen, und zwar sowohl sich selbst als auch anderen gegenüber.

7 Georg Simmel: »Das Problem des Stiles« [1908], in: *Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen, 1901–1908*, Band II, hg. v. Alessandro Cavalli und Volkhard Krech, Frankfurt a.M. 1993, S. 374–384, hier S. 382.

8 Ebd., S. 379.

9 Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten* (Anm. 6), S. 279 u.ö.

10 Vgl. ebd. S. 285–289.

11 Die mit Blick auf die Popkultur gängigste besteht in der ironischen Übernahme der Standardisierung selbst.

Selbstverständlich ist dieses Problem weder völlig neu, noch fehlt es an kulturellen Techniken, den Spagat zwischen behaupteter Einzigartigkeit und unfreiwilliger Standardisierung oder Normalität zu bewältigen.¹¹ Aber wie geht die Gegenwartsliteratur damit um?

Stil und Norm in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

Die Literatur kämpft seit längerem mit Problemen, die mit der Selbstbehauptung singulärer Lebensstile bis zu einem bestimmten Grad vergleichbar sind. Seitdem der literarische Stil Ende des 18. Jahrhunderts aus Rhetorik und Regelpoetik entlassen worden ist, zeichnet er sich dadurch aus, Normen und Konventionen herauszufordern. So wurde der literarische Stil immer wieder als Abweichung vom so genannten normalen Sprachgebrauch definiert. Obwohl dieser eine gänzlich abstrakte und analytisch wie empirisch kaum zu fassende Kategorie bildet und obwohl sprachliche Konventionen nicht einfach mit sozialen Konventionen oder Normen gleichgesetzt werden können, ist das Grundparadox eines derartigen Stilverständnisses mit Händen zu greifen: Der ›Sieg über die Erwartung‹ wird geradewegs zu dem, was man von Literatur eben erwartet.

Zahlreiche Texte der Gegenwartsliteratur lassen sich als Versuch betrachten, mit dieser Situation irgendwie umzugehen, nicht bloß als Thema, sondern auf der Ebene der literarischen Darstellung, des Stils. Eine »Gesellschaft der Singularitäten« setzt die Literatur unter Druck, denn sie macht ehemals exklusiv literarische oder wenigstens künstlerische Ansprüche *und* die Paradoxien ebendieser Ansprüche ubiquitär und beliebig. Der in den letzten Jahren oft konstatierte gesellschaftliche Bedeutungsschwund der Literatur hängt eng damit zusammen. Dass die Literatur an Wirkmacht verloren hat, liegt auch daran, dass ehemals exklusiv literarische Dimensionen sich unter den Bedingungen einer Ästhetisierung von Lebenswelten tendenziell universalisiert haben.

Das trieb schon die Literatur der sog. Postmoderne um. Gleichwohl ist die aktuelle Lage von jener der 1980er und -90er Jahre deutlich zu unterscheiden. Es geht nicht länger um eine Entdeckung narrativer oder fiktionaler Verfahren in ehemals (sei es auch irrtümlich) für literaturfern gehaltenen Regionen wie der Politik, der Naturwissenschaft, der Geschichte oder der Philosophie. In der postmodernen Überzeugung, dass möglicherweise alles Literatur sein könne, hatte gerade für die Literatur noch ein großes Versprechen gelegen. Denn der Literatur wurde an der Entgrenzung ihrer selbst von den einschlägigen Theoriediskursen in der Regel ein entscheidender Anteil attestiert. Heute ist es hingegen der banale Alltag, der seinerseits ästhetisch und als genuines Stilproblem auf die Literatur übergreift. In der Folge scheinen derzeit weniger fiktionale Spielereien und raffinierte narrative Kapriolen einen privilegierten Zugang zu Literatur und Gesellschaft zu bieten als vielmehr der Stil. Für Schriftsteller*innen ist es zunehmend schwieriger geworden, jenen Erwartungen an Abweichungen oder Brüche Genüge zu tun, die man lange an Literatur herangetragen hatte.

Interessanterweise lässt sich das gerade dort beobachten, wo der Lebensstil selbst ins Zentrum des literarischen Textes rückt und der Lebensstil den literarischen Stil zur Disposition zu stellen droht. Am weitesten hat Leif Randt dieses Verfahren in seinem letzten Roman *Allegro Pastell* (2020) getrieben, der Anfang, Ende und Verlauf der Liebesbeziehung

des Webdesigners Jerome Daimler und der Autorin Tanja Arnheim schildert. Beide Figuren sind um die Dreißig und somit sowohl vom Alter als auch von den ›kreativen‹ Berufen her ideale Verkörperungen einer heute vielfach als erfolgreich empfundenen Lebensweise.

Jerome und Tanja verwenden ihre affektive und intellektuelle Energie gerne auf die Auswahl einzigartiger Schuhe, sie posten selbst gedrehte Jogging-Videos, gehen ausgesucht essen, reflektieren die Intensität ihres Sex und ›valorisieren‹¹², oder besser gesagt, evaluieren sich und ihren Lebensstil permanent selbst. Hierin besteht ihre ganze Persönlichkeit, die nicht zuletzt herkömmliche Unterscheidungen wie die zwischen beruflich und privat torpediert. Über Jerome heißt es einmal: »Jerome wollte Freude nunmehr als eine stetige Option begreifen.«¹³ Über Tanja wenige Zeilen später: »Tanja hatte stets ihre Stabilität bewahrt, sie hatte eine Ästhetik der Ruhe und der Ausgewogenheit kultiviert.« (ebd.)

Dies mag aus der Perspektive der Figuren erzählt sein, aber der Clou des Romans besteht darin, dass er keinerlei Bemühen erkennen lässt, die pseudointellektuelle ›Defektsprache‹ seines Personals stilistisch zu konterkarieren.¹⁴ Um seinen Figuren auf den Zahn fühlen zu können und die Ubiquität des Stilproblems literarisch in den Griff zu bekommen, benutzt Randt in *Allegro Pastell* einen doppelten Trick. Einerseits erhebt er die weibliche Hauptfigur in den Rang einer Debut-Autorin und andererseits führt er eine auktoriale Erzählinstanz ein, deren Aussagen sich von der Sprache der Figuren nicht ansatzweise unterscheiden lassen. Die auktoriale Position scheint eigentlich nur dazu da, um dem Roman eine eigene, genuin literarische Stimme vorzuenthalten. Stilistisch führt der Roman auf diese Weise die restlose Identifikation von Figuren- und Erzählerposition durch. *Allegro Pastell* betreibt eine so konsequente Mimesis an seinen Gegenstand der neuen Lebensstile, dass man streng genommen von einem postliterarischen Text reden müsste.

Durchgespielt wird diese Idee anhand des Literaturverständnisses von Tanja und ihrer Agentin Ellie, »die sich als moderne Agentin definierte, die Autor*innen nicht als Menschen mit Schreibzwang betrachtete, sondern als Künstler*innen, die Geschichten mithilfe verschiedener Medien erzählten« (78). Wohlgemerkt spricht hier die auktoriale Erzählinstanz über die Agentin, aber sie mimt bloß deren durchprofessionalisierten Slang samt Gendersternechen. Der Roman vermeidet selbst penibel den Anschein, er könnte einem »Schreibzwang« entspringen sein. Stattdessen erzählt er seine Geschichten seinerseits »mithilfe verschiedener Medien«, v.a. von E-Mails, iMessages und Telegram-Nachrichten voller Emojis.

Konsequenterweise bildet eine geschäftige Agentur- und Gutachtersprache mit Wörtern wie »zielführend« (72), »zukunftsträchtig« (156) oder »ergebnisoffen« (84) einen wesentlichen stilistischen Bestandteil des Textes. Zusätzlich beherrschen sämtliche Figuren auch die para-

¹² Vgl. zu diesem Aspekt ausführlich Reckwitz: *Die Gesellschaft der Singularitäten*, insbes. S. 289–298.

¹³ Leif Randt: *Allegro Pastel*, Köln 2020, S. 109. Im Folgenden mit Seitenzahl im laufenden Text zitiert.

¹⁴ Ich entlehne den Begriff der ›Defektsprache‹ dem Stilforscher Leo Spitzer, verwende ihn aber in einem Spitzer fast schon diametral entgegengesetzten Sinn. Spitzer hatte ihn am Beispiel des französischen Argots entfaltet und in dessen bewusstem Defekt einen authentischen Grenzübertritt und Normbruch gesehen. Vgl. Leo Spitzer: »Zum Problem des französischen Argot«, in: ders.: *Romanische Stil- und Literaturstudien*, Bd. 2, Marburg a.L. 1931, S. 268–283; hierzu v.a. S. 269. Vgl. zum Problem des Defekts hinsichtlich Spitzers eigener wissenschaftlicher Sprache Claude Haas: »Blüten. Stil bei Leo Spitzer«, in: ders./Eva Geulen (Hg.): *Stil in der Literaturwissenschaft, Sonderheft der ZfdPh* (im Druck).

oder protopsychologischen Jargons der Partnerschaftsanalyse. »Beziehungen« werden von allen Beteiligten immer auch »als Arbeit« (142) – und hierin als »normal« (67) – »empfunden« (142). Hinzu kommen viele stereotyp gewordene Formeln aus einer kultur- oder literaturwissenschaftlich anmutenden Essayistik wie »letztlich« (30), »abschließend ergründen« (159) oder »strukturell« (59), und selbstverständlich wimmelt es darüber hinaus von umgangssprachlichen Wendungen: »okayen Sex« (153), »nicht weniger super« (37), »krass tätowiert« (29). Mitunter begegnen auch Neologismen, die forciert un-, ja antipoetisch, den in Frage stehenden Lebensstil perfekt einfangen. So hat Jerome von Tanja das Wort »Konsumportfolio« (147) übernommen, interessanterweise mit Blick auf Psychedelics, die sich praktisch alle Figuren regelmäßig einwerfen, stets mit Maß, genauen Zielvorstellungen und anschließenden Auswertungen. Einen disziplinierteren Rausch als in *Allegro Pastell* hat es in der Literatur nie gegeben. Neben die sogenannte Medienkompetenz tritt die Drogenkompetenz.

In Leif Randts Verzicht auf ein stilistisches Korrektiv der Figurenrede liegt aber am Ende eine weit größere Tristesse als in gängigen »kritischen« oder ironischen Bestandsaufnahmen der Lebensstile, wie sie allerorten zu lesen sind. Und das dürfte nicht zuletzt daran liegen, dass Randt mit *Allegro Pastell* mindestens *ein* handfester Konventionsbruch dann doch geglückt ist. Indem er die Versatzstücke der ganz normalen Durchschnittsauthentizität seiner Figuren einfach nachplappert, bricht er mit den Erwartungen an moderne Literatur. Die Abweichung seines Stils, die stilistische Idiosynkrasie dieses Textes, besteht im Verzicht auf jene Abweichung von der Norm, die literarischen Stil traditionell ausmacht. Das heißt nicht, dass Randt seinen Text nicht gestaltet hätte oder dass die Leute tatsächlich so reden würden wie seine Figuren. Aber im Verzicht auf die Abweichungen des literarischen Stils erreicht *Allegro Pastell* eine Dimension, die das alltägliche Gewäsch überschießt. Randt »besiegt« nicht die »Erwartung« des normalen Sprachgebrauchs, sondern die des literarischen Stils.

Die Unterstellung einer solchen Verweigerung dürfte jedenfalls die einzige Möglichkeit bilden, den Roman überhaupt noch als literarischen ausweisen zu können und ästhetisch goutierbar zu machen. Dieses genuin stilistische Problem geht über so genannte Geschmacksfragen weit hinaus, und es bleibt auf die Institution der Literatur keineswegs begrenzt. Zeitgenössische politische Strömungen wie die Identitätspolitik oder ihr großer Gegenpart, der Populismus, lassen sich ohne ihren jeweiligen Umgang mit Normen, Konventionsbrüchen und sicher auch Tabus kaum adäquat erfassen. Dabei dürfte es paradoxerweise ausgerechnet der Populismus sein, der der literarischen Tradition wesentlich stärker auf die Pelle gerückt ist als die ihr ideologisch generell näherstehende Identitätspolitik. Mit seinen sprachlichen Eskapaden und Konventionsbrüchen vermochte der Populismus eine gesellschaftliche Rolle zu besetzen, die ehemals den künstlerischen Avantgarden zukam. Aus diesem Grund reagiert die Literatur auf populistische Eskalationsspiralen möglicherweise gerade dort, wo sie sich stilistischen Verstößen

¹⁵ Da sie die Literatur nicht berücksichtigten, haben sich politologische Überlegungen zum populistischen Stil bisher zu einer gewissen Unschärfe verurteilt. Vgl. Jan Werner Müller: *Was ist Populismus? Ein Essay*, Berlin 2016, S. 129; Benjamin Moffitt: *The Global Rise of Populism. Performance, Political Style, and Representation*, Stanford 2016, S. 28–50.

gegen gesellschaftliche Sprachnormen kategorisch zu entziehen versucht. Das heißt umgekehrt, dass der literarische Stil ein Phänomen darstellt, das sich für das Verständnis populistischen Sprechens als sehr erhellend erweisen kann.¹⁵

Hatte sich das Stilprojekt zunächst auf den Stilgebrauch in den Geisteswissenschaften konzentriert und hier an frühere ZfL-Projekte über »Deutsch als Wissenschaftssprache« angeschlossen,¹⁶ so ist es die Untersuchung einer (in der Regel) beidseitig ungewollten Affinität zwischen Literatur und Populismus, denen sich die Forschungen im ZfL-Schwerpunktprojekt zum Stil in den nächsten Monaten und Jahren verstärkt widmen werden. Dabei interessieren Fragen nach den stilistischen Mechanismen der Eskalation im Hinblick etwa auf ihre jeweilige Mobilisierung von Anhängerschaften. In Arbeit ist derzeit u. a. ein Antrag über ›krasses‹ und ›drastisches‹ Sprechen, das entsprechende stilistische Verfahren von der literarischen und philosophischen Tradition bis hin zu den Twitter-Eskapaden ehemaliger US-Präsidenten unter die Lupe nimmt.

Der Literaturwissenschaftler Claude Haas ist Co-Leiter des Programmbereichs »Theoriegeschichte« am ZfL.

¹⁶ Vgl. Eva Geulen/Claude Haas (Hg.): *Fallstudien zum Stil in der Literaturwissenschaft. Sonderheft der ZfdPh* (im Druck); vgl. Claude Haas/Daniel Weidner (Hg.): *Über Wissenschaft reden. Studien zu Sprachgebrauch, Darstellung und Adressierung in der deutschsprachigen Wissenschaftsprosa um 1800*, Berlin/Boston 2019.

25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin

////////////////////

Leibniz- Zentrum Moderner Orient



60

61



62



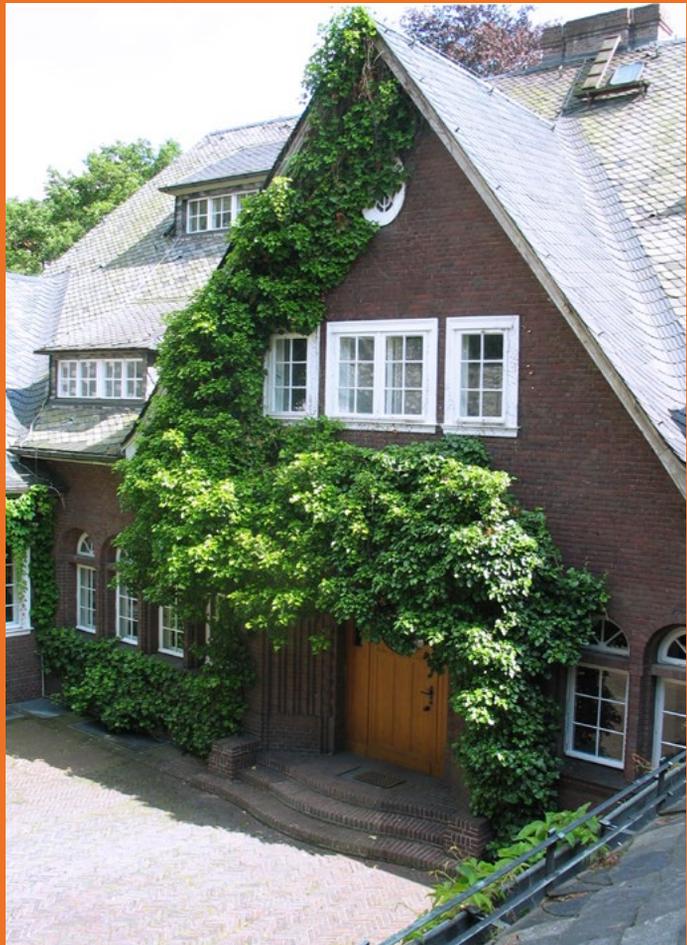
60 Betriebsausflug, 2004

61 Weihnachtsfeier in der Eingangshalle des ZMO, 2002

62 Prof. Dr. Gerhard Höpp († 2003), Mitarbeiter des ZMO seit Gründung des Forschungszentrums, seit 1975 an der Akademie der Wissenschaften der DDR tätig. Er leistete einen wesentlichen Beitrag zur Zusammenführung der am Institut arbeitenden Wissenschaftler*innen aus Ost und West.

63 Der Mittelhof, Institutsgebäude des ZMO, 2004

63







67

- 64 Audiovisuelle Fotoausstellung »Was hältst du vom Westen? Gespräche mit jungen Menschen aus der arabischen Welt«, 2005
- 65 Betriebsausflug nach Sacrow, 2006
- 66 ZMO-Kolleg*innen beim Berliner Firmenlauf, 2006
- 67 Teilnehmer*innen des Workshops »Shifting the Meaning: Time, Space, Connectivity and its Challenges in the Western Indian Ocean«, 2007
- 68 Tanz auf der Weihnachtsfeier, 2007

68



- 69 Betriebsausflug im Spreewald, 2008
- 70 Neujahrsempfang, 2009
- 71 Posterausstellung mit Hörstation »Geteilt . Vereint . Global – vom Forschen im geteilten Deutschland zum Forschen ohne Grenzen«, 2012
- 72 Besuch der Youth Ambassadors aus den Vereinigten Arabischen Emiraten, 2014







73

74



- 73 Diskussion während des Filmfestivals
»AnthropoSCENE«, 2017
- 74 Bollywood-Tanz zum Kinderprogramm
am Tag der offenen Tür, 2017
- 75 Klausur auf Schloss Wartin, 2017

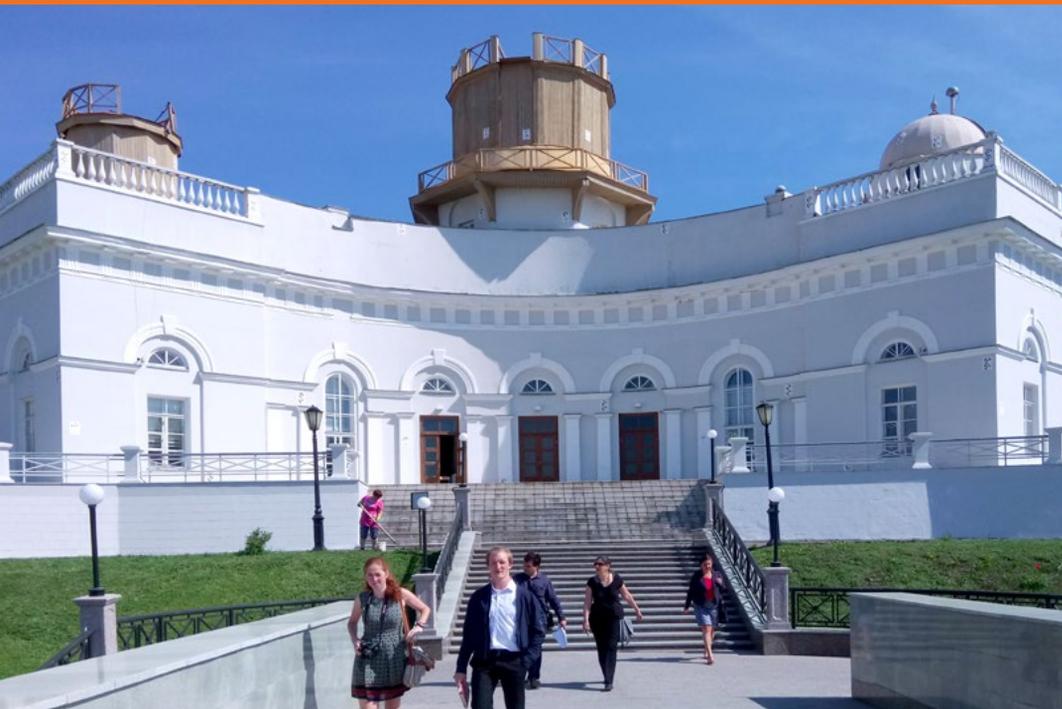




76



77



78



79

- 76 Eingang zum Mittelhof am Tag der offenen Tür, 2017
- 77 Neues Eingangsschild nach der Aufnahme in die Leibniz-Gemeinschaft, 2017
- 78 ZMO-Delegation beim Besuch der Partner-Universität Kasan (Tatarstan, Russland), 2018
- 79 Lesesaal der ZMO-Bibliothek, 2018
- 80 Mittagspause beim Workshop »Libya between Saharan Routes, Urban Wars, Migration and Local Reconfigurations«, 2018
- 81 Stadtführung mit Berlin Postkolonial, Betriebsausflug, 2018

80



81





82

- 82 Konzert des »Mohannad Nasser Trio«, Tag der offenen Tür, 2019
- 83 Auslage aktueller ZMO-Publikationen, 2019
- 84 Picknick während der Konferenz »From Senegal to Nigeria: The Modernity of Islam in West Africa. Practices, Influences, and Trajectories.«, Niamey (Niger), 2019
- 85 Hausführung am Tag der offenen Tür, 2019
- 86 Panel auf der Konferenz »Claiming and Making Muslim Worlds: Across and Between the Local and the Global«, 2019
- 87 Podiumsdiskussion auf der Konferenz »Claiming and Making Muslim Worlds«, v.l.n.r.: Bekim Agai, Charlotte Wiedemann, Ulrike Freitag, Mamadou Diawara, Claudia Derichs, 2019



83



84



85



86

87



Multiple Übergänge – das Werden des ZMO in der Erfahrung ehemaliger Mitarbeiter

Achim von Oppen, Dietrich Reetz

Die Webseite des Zentrums Moderner Orient (ZMO) verzeichnet für den Zeitraum von 1996 bis heute insgesamt 141 ehemalige wissenschaftliche Mitarbeiter*innen und Gastwissenschaftler*innen mit Vertrag. Hinzu kommen 26 Wissenschaftler*innen, die zwischen 1992 und 1995 an seiner Vorgängerinstitution tätig waren. Gemessen an dieser Vielfalt der Erfahrungen bieten wir hier eher einen persönlichen, nur bedingt repräsentativen Einblick. Als Forschungsmitarbeiter der ersten Generation, mit langjähriger Kooperationsgeschichte, aber Unterschieden in Herkunft, fachlich-regionaler Ausrichtung, inhaltlichen Interessen und vertraglicher Position, wollen wir versuchen, Eindrücke zu vermitteln von den teils ähnlichen, teils unterschiedlichen Erfahrungen, die wir bei diesen Übergängen gemacht haben.

1989–1991: Wende in der Akademie

Dietrich Reetz Die Mauer war gefallen, aber die DDR existierte noch. Auch am Institut für Allgemeine Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR, aus dessen Abteilung »Geschichte der Entwicklungsländer« im weiteren Verlauf das ZMO hervorging, hatten sich die Debatten intensiviert. Aus heutiger Perspektive kann man sagen, dass die Parameter und Formate der Forschung auch an diesem Institut schon in der Gorbatschow-Zeit verstärkt verhandelt wurden. Dabei profitierte das Institut von den Tendenzen vorsichtiger Öffnung auch des Reise- und Wissenschaftsverkehrs. Den Mitarbeitern war es seit Ende der 1980er Jahre erlaubt, aufgrund des Mangels an Fachliteratur 30 Arbeitstage im Jahr in den West-Berliner Bibliotheken Material zu sichten.

Das Austauschabkommen zwischen Forschungsinstituten der DDR und Indiens ermöglichte es mir und anderen DDR-Kollegen, 1989 eine Forschungsreise nach Indien zu unternehmen, wo ich den Fall der Mauer erlebte: Bei den Wahlen in der nordindischen Stadt Aligarh war die Lage angespannt, während in der DDR-Botschaft heftig über Weg und Richtung für die Zukunft debattiert wurde. Vom 19. bis zum 24. Februar 1990 gab es das erste und letzte gemeinsame Kolloquium von Sozial- und Geisteswissenschaftlern der DDR und der BRD unter dem Kulturabkommen beider Länder von 1986 in Dresden. Bei diesem prominent durch den westdeutschen Friedensforscher Dieter Senghaas und den DDR-Nahostspezialisten Martin Robbe geführten Austausch konnte ich Kontakt mit einem späteren Förderer des ZMO herstellen, Udo Steinbach vom Deutschen Orient-Institut in Hamburg.¹

¹ Vgl. Martin Robbe/Dieter Senghaas (Hg.): *Die Welt nach dem Ost-West-Konflikt. Geschichte und Prognosen*, Berlin 1990.

Zu dieser Zeit zeichnete sich der Übergang zu einem gemeinsamen Staat schon ab. Etwa zur gleichen Zeit verfasste ich im Auftrag des Kölner Bundesinstituts für ostwissenschaftliche und internationale Studien Analysen über die Umgestaltung der Sozial- und Geisteswissenschaften der DDR-Akademie, und im Auftrag des Deutschen Übersee-Instituts Hamburg über die Asienwissenschaften in der DDR. Darin berichtete ich auch über die Umbenennung des früheren Bereichs »Geschichte der Entwicklungsländer« in »Zentrum für Asien-, Afrika- und Lateinamerikaforschung« im April 1990.² Damit wurde bereits ganz bewusst an die frühere Tradition der Orientforschung an der DDR-Akademie und der vorherigen Preußischen Akademie der Wissenschaften angeknüpft. Zugleich bereitete der in der Umbenennung enthaltene Anspruch auf Eigenständigkeit und Sichtbarkeit, zumindest inhaltlich, einen Weg für den Übergang in einen der sieben Forschungsschwerpunkte (FSP), die nach der Schließung der Akademie-Institute durch die Max-Planck-Tochtergesellschaft »Wissenschaftliche Neuvorhaben« von 1992 bis 1995 gefördert wurden.

Achim von Oppen Der Fall der Mauer traf die Afrika-, Nahost- und Asienforschung im Westen Deutschlands und Berlins genauso unvorbereitet wie im Osten. Auf beiden Seiten war diese Zeit von ungeahnten Öffnungserfahrungen geprägt. Während sie in der sich auflösenden DDR neben Hoffnungen auch Sorgen und Erschütterungen mit sich brachte, standen in westlicher Perspektive vor allem die neuen Möglichkeiten im Vordergrund. Das galt auch für die Berliner Afrikastudien. Ein wichtiger Anstoß, an den ich mich erinnere, ging dabei von Kolleginnen und Kollegen an Humboldt-Universität und DDR-Akademie aus, die wir bis dahin kaum gekannt hatten. Schon im Winter 1989/90 trafen wir uns bei belegten Brötchen im damaligen Bereich Afrikanistik der Humboldt-Universität in der Reinhardtstraße zu einem »ersten (Gesamt-)Berliner Afrikanistentreff«. Bald beschlossen wir, ein gemeinsames Berliner Afrikakolloquium ins Leben zu rufen. Neben der Begegnung mit einer von uns im Westen, obwohl doch nur wenige Kilometer entfernten, kaum wahrgenommenen akademischen Welt ging es uns dabei auch um eine Stärkung der Afrikastudien im sich wiedervereinigenden Berlin. Im alten West-Berlin, vor allem an der Freien Universität (FU), hatten wir seit Längerem die Zersplitterung der außereuropäischen Regionalforschung zwischen den Disziplinen bedauert; eine außeruniversitäre geisteswissenschaftliche Afrikaforschung wie an der DDR-Akademie gab es hier praktisch nicht. Einige wissenschaftspolitische Anliegen, die dann die Neubegründung des Akademie-Bereichs als FSP bzw. ZMO beförderten, lagen also auch im Westen damals bereits in der Luft: Stärkung der außereuropäischen Regionalstudien, gerade auch in Gegenüberstellung zu Europa; Einbindung der älteren Regional- bzw. Kulturkunde (die in bestimmten Nischen des Ostens eher überlebt hatte als im Westen) in übergreifende Fragestellungen, ohne in abstrahierenden sozialwissenschaftlichen Arbeitsweisen oder Politikberatung aufzugehen,

² Dietrich Reetz: »Überblick über die wichtigsten Institutionen der Asien-Forschung und Asien-Information in der ehemaligen DDR und Berlin (Ost)«, in: Marion Gebhardt (Hg.): *Institutionen der Asien Forschung und Information in der Bundesrepublik Deutschland (Stand 1990)*, Hamburg 1991, S. 293–348; ders.: »Entwicklung und Stand der Asienwissenschaften in der DDR«, in: *Asien 38* (Januar 1991), S. 75–87; ders.: *Die Entwicklungsländerforschung in der DDR nach der Wende: Veränderungen in Konzeption und Struktur*, Köln 1991; ders.: *Zur Reform der Akademie der Wissenschaften der DDR*, Köln 1990; ders.: *Das Zentrum für Asien-, Afrika- und Lateinamerikaforschung der Akademie der Wissenschaften der DDR*, Köln 1990.

die unter dem Stichwort ›Entwicklungsländerforschung‹ im Westen und teilweise auch im Osten dominierte. Moderne Geschichtswissenschaft, die im Vorgängerbereich der DDR-Akademie ein Primat hatte, das im Westen bis dahin sehr selten war, kam dieser Orientierung auf interdisziplinäre, geisteswissenschaftlich fundierte Grundlagenforschung entgegen. Am FSP und ZMO erhielt dann eine ganze Generation von Außereuropa-Historiker*innen, darunter ich selbst, ganz neue Chancen fachlicher Tätigkeit und Weiterqualifikation. Bei aller methodisch-disziplinären Bandbreite spielen historische Perspektiven hier, gemeinsam mit sozial- und kulturanthropologischen, bis heute eine bedeutende Rolle.

1992–1995: Vom »Forschungsschwerpunkt« zum »Zentrum«

Reetz Um Anfang 1992 in den neuen FSP Moderner Orient übernommen zu werden, mussten die ehemaligen Akademie-Mitarbeiter Anträge mit erstmals nach westlichen Kriterien formulierten, persönlichen Forschungsvorhaben einreichen. Zehn Anträge, darunter auch mein eigener, wurden positiv evaluiert und diese Mitarbeiter*innen in den FSP aufgenommen. Die Forschung fand weiterhin am bisherigen Institutssitz in der Prenzlauer Promenade in Berlin-Pankow statt. Dort arbeiteten wir dann erstmals mit Kollegen aus dem Westen zusammen, die sich um die Mitarbeit beworben hatten. Der Ausgangspunkt war hier, eine gleichgewichtige Beteiligung von Wissenschaftlern aus Ost und West zu ermöglichen.

Für mich begann das erste Jahr im FSP jedoch mit zwei halbjährigen Stipendien für ehemalige DDR-Wissenschaftler an den Universitäten Cornell und Oxford. Sowohl in Oxford als auch und besonders an der Cornell University gab es sehr offene und reflektierte Diskussionen zur Vergangenheit und Zukunft der Regionalwissenschaften aus der DDR und der alten BRD. Am FSP arbeitete ich zu der Zeit an einem Habilitationsprojekt zur Vielfalt der ethnischen und religiösen Konflikte in der späten Kolonialzeit Indiens am Beispiel der Sikhs, Paschtunen und Tamilen, das an meine Forschung an dem Akademie-Institut anknüpfte. Aufgrund des Themas und um Wissenschaftler und Bürger Südasien besser zu erreichen, publizierte ich seitdem zunehmend in englischer Sprache.

von Oppen Als einer der positiv evaluierten ehemaligen Akademie-Mitarbeiter, Peter Sebald, seine Stelle nicht antrat, wurde erstmals eine Projektmitarbeiterstelle am FSP neu ausgeschrieben, auf die ich mich dann erfolgreich bewarb. Als erster ›Wessi‹ nach dem Gründungsleiter Fritz Steppat war ich positiv überrascht, wie offen ich von den ehemaligen Akademie-Mitarbeiter*innen in das Forschungsteam aufgenommen wurde. Ich erlebte dabei noch Reste eines im Westen eher unüblichen wissenschaftlichen Kollektivgeists, der mir durchaus sympathisch war. Zugleich erfuhr ich aber auch von den Verwerfungen innerhalb dieses Kollektivs, die sich im Stress der Wendezeit noch erheblich verschärft hatten. Und ich verstand bald, dass die Einstellung neuer Postdocs (sowie einiger Doktorand*innen) aus West wie Ost auch als Beleg für die Weiterführung der Institution begrüßt wurde.

Von Anfang an waren wir bestrebt, unsere individuellen Forschungsprojekte, meist zugleich Habilitationsvorhaben, in übergreifende Themen und Fragestellungen einzuordnen, die quer zu den drei regionalen Schwerpunkten Nahost, Südasien und Afrika lagen.

Einerseits nahmen wir damit die bereits erwähnte innovative Chance wahr, einen Verbund außereuropäischer Area Studies zu begründen. Dieses Anliegen traf nicht bei allen Kolleg*innen auf Begeisterung, weil es in gewissem Widerspruch zur persönlichen Freiheit der Forschung zu stehen schien, die manche gerade erst erlangt hatten, und allgemeiner auch zur gerade im Westen dominierenden Logik individueller wissenschaftlicher Profilbildung und Karriere, die eher regional getrennt funktionierte. Andererseits war aber allen einsichtig, dass diese Chance im neuen Kontext eng verbunden war mit der Hoffnung auf eine Verstetigung der Institution und damit auch unserer Arbeitsstellen. Beides war noch keineswegs gewährleistet. In den jahrelangen, schwierigen Verhandlungen mit relevanten wissenschaftlichen und politischen Institutionen im Umfeld der FSP engagierte sich auch der Betriebsrat, zu dem ich bald gehörte. Was sich dann in letzter Minute 1996 als neue Trägerstruktur herauskristallisierte – die Finanzierung des Forschungsprogramms durch Drittmittel, über Paketanträge an die Deutsche Forschungsgemeinschaft, und die Übernahme der Grundausrüstung der Zentren durch das Land Berlin – rettete dann erstmal die Institution, bescherte den Mitarbeitenden aber ähnlich prekäre Arbeitsverhältnisse wie sie sich zuvor an den westdeutschen Universitäten herausgebildet hatten. Dazu gehörte die strikte zeitliche Begrenzung der Verträge auf die Laufzeit der Förderzusagen, und ihre Abhängigkeit von einem positiv evaluierten Forschungsprojekt.

1996–2000: »Drittmittel« und »Grundausrüstung«

Reetz Den Übergang vom FSP zum DFG-finanzierten Forschungsprogramm im Rahmen des nunmehr Zentrum Moderner Orient genannten Instituts, unter dem Dach des neuen Vereins Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin (GWZ), haben die bis dahin noch vertretenen ehemaligen DDR-Kolleg*innen teils als Chance und teils als Bruch erlebt.³ Ihre Zahl reduzierte sich nun deutlich. Das lag nicht zuletzt an der zunehmend markt- und konkurrenzbezogenen Orientierung der DFG-Finanzierung und ihrer Gutachter, die die Fortsetzung langfristiger thematischer Orientierungen und Arbeiten erschwerte.

Für mich bestand dieser Bruch darin, dass ich das bisherige Habilitationsprojekt nicht abschließen konnte, obwohl es schon mehrere Teilveröffentlichungen gab. Erwartet wurden im Wesentlichen Neuprojekte. Im Vordergrund standen jedoch Existenzfragen, so dass ich mich entschloss, ein neues Habilitationsprojekt zu beantragen. Ausgehend von dem alten konzentrierte ich mich nun auf den Islam in der späten Kolonialzeit Indiens. In den Folgejahren schaute ich mir die verschiedenen Akteure und Institutionen des Islam in Süd-asien an – aus Sicht der Politikwissenschaft. Das wurde auch durch aktuelle Ereignisse in der Region befördert. In Afghanistan kamen die Taliban an die Macht und verdrängten die versprengten militanten Gruppen aus der Zeit des früheren Afghanistankrieges, die Mudschahidin. Die Taliban waren wiederum stark durch den institutionellen Islam in Süd-asien beeinflusst.

³ Vgl. Ulrich van der Heyden: »Anspruch und Wirklichkeit beim Umbau der außeruniversitären Forschung nach der Wende: Das Beispiel des Forschungsschwerpunkts Moderner Orient«, in: *Leviathan* 41.4 (2013), S. 511–527.

Das national und regional übergreifende Agieren dieser Akteure regte zugleich mein Interesse an, Tendenzen der Globalisierung aus Sicht des globalen Südens genauer zu betrachten. Dies hatte sich schon – und hier gab es eine wichtige Kontinuität – in der FSP-Zeit als ein verbindendes Moment der ehemaligen DDR-Forscher und der neuen Kollegen aus dem Westen herauskristallisiert. Damit wurde es zugleich zu einem Gründungsmerkmal und Kennzeichen des ZMO in der deutschen und internationalen Forschungslandschaft. Hier lernte ich auch ein weiteres strukturelles Merkmal des ZMO schätzen – seine Interdisziplinarität. Mein Projekt befand sich an der Schnittstelle von Politikwissenschaft, Islamwissenschaft und moderner Geschichte der Region und des südasiatischen Islam.

von Oppen Diese Periode habe ich vor allem aus der Perspektive eines der drei Arbeitsgruppenleiter erlebt (zusammen mit Heike Liebau und Henner Fürtig). Unter der weiterhin nebenamtlichen Leitung durch Peter Heine, von 1993 bis 1998 als Nachfolger von Fritz Steppat tätig, war es vor allem unsere Aufgabe, die Forschungsarbeit innerhalb der und zwischen den AGs zu koordinieren. Höhepunkt war dabei jeweils die Ausarbeitung der DFG-Antragspakete, die von 1995 an teils im Jahresrhythmus vorzulegen waren. Immerhin wurden sie alle insgesamt positiv evaluiert und zur Förderung angenommen. Es schmerzte uns aber sehr, dass dabei regelmäßig Kolleg*innen aus unserem Team und damit aus ihren Arbeitsplätzen herausevaluiert wurden. Gerade von diesem Modell außeruniversitärer Forschung hatten wir uns eine dauerhaftere Grundlage gemeinsamer geisteswissenschaftlicher Arbeit erhofft als sie bisher in Deutschland vorhanden war. Durch die aufreibenden Antrags- und Begutachtungsverfahren wurde freilich auch ein regelmäßiges Überdenken unserer Forschungsparadigmen und Fragestellungen gefördert.

»Abgrenzung und Aneignung in der Globalisierung: Asien, Afrika und Europa seit dem 18. Jahrhundert« war das neue, übergreifende Thema, unter das wir unsere Gruppen- und Einzelvorhaben im Förderungszeitraum 1996–2000 gestellt hatten. Es war in langen Diskussionen unter dem Eindruck der dramatischen Verdichtung weltweiter, oft asymmetrischer Verflechtungen in der Wendezeit sowie der von ihr ausgelösten lokalen bzw. regionalen Abgrenzungen entstanden. Zusammen mit seiner Perspektivverschiebung auf den globalen Süden, seiner größeren historischen Tiefe und einem Akzent auf sozialen und kulturellen Prozessen war dieser Ansatz in der damals noch jungen Globalisierungsforschung ausgesprochen innovativ. Er bot uns zugleich einen guten Rahmen, die oft übersehenen Süd-Süd-Verflechtungen hervorzuheben, die damals unter anderem in neuen islamischen und islamistischen Bewegungen sichtbar wurden. Der Islam, als Asien, Nahost und Afrika überspannende nichteuropäische Weltreligion, war von Anfang an ein zentrales Thema des neuen Forschungszentrums. Wir betrachteten dieses Thema aber nicht als Ausgangspunkt unserer Forschungen, sondern aus dem Kontext der von uns untersuchten, überwiegend muslimischen Gesellschaften, ihrer Kulturen und ihrer Geschichte heraus. Wichtige Impulse dafür kamen dann ab 1998 auch von Ulrich Haarmann, dem ersten vollamtlich berufenen Direktor des ZMO. Auch der fast zeitgleiche Umzug des ZMO in den historischen Mittelhof in Nikolassee, abgeschieden am anderen Ende der Stadt gelegen, förderte die persönliche Zusammenarbeit erheblich.

Zwei weitere Auswirkungen unseres neuen Arbeitskontexts – eigentlich schon der Gründung des FSP – sind mir persönlich in guter Erinnerung: Erstens hatte ich nie zuvor so viel Freiraum, gepaart mit dem Erwartungsdruck, Forschungsergebnisse zu veröffentlichen. Unsere Publikations- und Vortragslisten nahmen im Lauf der 1990er Jahre sehr ansehnlich an Länge zu, was nicht nur der Wissenschaft, sondern auch unserem Werdegang zugutekam. Zweitens erlebten wir im wissenschaftlichen Alltag ganz konkret eine sich beschleunigende Internationalisierung. Neben regelmäßigen Forschungsreisen ermöglichte die neue Förderungsform auch zahllose wechselseitige Konferenz- und Gasteinladungen. Neben Horizonterweiterung bedeutete das für uns auch zunehmend globale Forschungsvernetzung und ein wachsendes Bewusstsein für das Forschen nicht nur »über« den globalen Süden, sondern auch »mit« dortigen Partnern.

2000–2005: Zwischen Zentrum und Universitäten

Reetz Die Auseinandersetzung mit den neuen Vertrags- und Beschäftigungsformaten erlangte für mich um das Jahr 2000 noch einmal neue Brisanz. Unter Ulrich Haarmann hatte es aufgrund der geltenden Beschränkungen für Wissenschaftler-Zeitverträge keine Möglichkeit der Verlängerung meines Vorhabens gegeben. Nach dessen Auslaufen tat sich dann aber eine alternative Vertragsmöglichkeit durch Kooperation mit der Humboldt-Universität auf. Die Notwendigkeit für eine solche Flexibilität ergibt sich für ZMO-Mitarbeiter bis heute aus den Befristungsvorgaben bei drittmittelfinanzierten Mitarbeiterverträgen. Das leitete für mich auch ein verstärktes Engagement in der universitären Lehre ein. Meine Habilitation in der Politikwissenschaft an der FU 2003 bereitete dann den Weg für meine Zusammenarbeit zwischen ZMO und FU in der 2008 gegründeten Berlin Graduate School Muslim Cultures and Societies (BGSMCS), der ich seitdem als Principal Investigator angehöre. Hier zeigt sich ein weiterer struktureller Vorteil des ZMO und der GWZ insgesamt, die als Institutionen eine solche Interaktion mit den Universitäten auf vielen Ebenen pflegen – zum Vorteil der Forschung, des Wissenstransfers und auch der Studierenden.

von Oppen Dass Ulrich Haarmann bereits 1999 starb, im Jahr nach seiner Amtsübernahme, war menschlich eine Tragödie und für das Zentrum ein schwerer Rückschlag, mit Konsequenzen für uns Mitarbeiter*innen. Haarmanns Ruf trug sicherlich dazu bei, dass unser nächster großer Förderantrag an die DFG für die Periode ab 2000, für den er sich bis zuletzt eingesetzt hatte, trotz seines Ablebens bewilligt wurde, allerdings mit einigen schmerzhaften Abstrichen. Das Gleiche gilt für den unter erneuter kommissarischer Leitung (durch Ingeborg Baldauf) eingereichten Nachantrag von 2000. Angesichts des fortwährenden Fehlens einer vollzeitlichen Direktion war dies unter anderem auch ein Erfolg der Selbstorganisation des Antragsprozesses durch die Gruppenleiter*innen und Mitarbeiter*innen. Trotz zunehmender Fluktuation als Folge sich überlappender Bewilligungszeiträume erhielt sich eine Tradition von gemeinsamer Eigenverantwortung, intensiver Diskussion und produktiver Zusammenarbeit.

Ende 2000 ermöglichte es die Grundausrüstung, zwei Vizedirektorenposten zu schaffen, die mit Thomas Zitelmann und mir besetzt wurden. Vorübergehend oblag uns sogar die

amtierende Leitung, bevor es im Herbst 2002 mit Ulrike Freitag endlich erneut zur, nun dauerhaften, Besetzung der Direktorenstelle des Zentrums kam. Diese Zwischenzeit begünstigte also bei einigen von uns die Profilierung in Leitungsfunktionen; wir teilten aber alle weiterhin den ungesicherten Status des qualifizierten akademischen Mittelbaus in Deutschland.

Eine andere Erfahrung dieser Zeit, die schon bei Dietrich Reetz anklang, war die zunehmende Nähe zu den Berliner Universitäten. Diese kam in Habilitationen, Lehrtätigkeit, Promotionen und Projektmitarbeit der Mitarbeitenden des ZMO zum Ausdruck, aber auch in der Vergabe von Sonder- und Vertretungsprofessuren. Während die Hochschulen von Anfang an bestrebt gewesen waren, die neuen Forschungszentren nicht zu unabhängig werden zu lassen, wurde ein außeruniversitärer Verbund der Regionalstudien von etablierten Forschungsinstitutionen wie etwa dem Wissenschaftskolleg zu Berlin eher unterstützt. Zwischen diesen verschiedenen, manchmal widerstreitenden Polen bewegen wir ZMO-Mitarbeitende uns kontinuierlich in einem anregenden, manchmal auch anstrengenden Spannungsfeld. Unsere eigene damalige Situation ließe sich vielleicht mit demselben Paradigma umschreiben, das im Verlauf dieser Phase zum Hauptthema unseres Forschungsprogramms am ZMO wurde, dem der Translokaliätät.

Ab 2005/07: Diversifizierung und Eigenständigkeit

Reetz In dieser jüngsten Phase gab mir das ZMO Gelegenheit, weitere strukturelle Vorteile der Institution wahrzunehmen. Dazu gehörten für mich insbesondere die Möglichkeit der Gründung von und Mitwirkung in externen Forschungsgruppen und die Durchführung global und regional diverser Vergleichsstudien. Während ab 2008 die Forschungsfinanzierung des ZMO von der DFG an das BMBF überging, konnten wir am ZMO in Kooperation mit den Universitäten Frankfurt (Oder), Hamburg und Halle beispielsweise das erste Verbundprojekt zum Islam in Europa gründen, das von 2006 bis 2009 lief. Es zog mit dem BMBF-Verbundprojekt »Europa Finden: Vermessung des Möglichen in Afrika und im Nahen Osten« von 2010 bis 2014 unter der Leitung von Samuli Schielke weitere Folgeprojekte nach sich. In Verbindung mit den vorherigen Einzelprojekten erlaubten mir die unterschiedlichen regionalen Ausrichtungen der Verbundprojekte, zwischen 2005 und 2012 ergänzende Feldstudien auf verschiedenen Kontinenten zu den von mir untersuchten translokalen islamischen Bewegungen vorzunehmen, in Afrika, Südostasien, Nordamerika, Westeuropa und Zentralasien. Das förderte zugleich eine regional und fachübergreifende Perspektive, die mir bei der Beteiligung an der Vorbereitung der Abschlusskonferenz für die beiden Hauptforschungsprogramme des ZMO zum Thema »Muslimische Welten – Welt des Islam« (2008–2019) zugutekam.

In den letzten Jahren gab es am ZMO dann durch intensive Gespräche mit neuen Projekten, die sich unter anderem mit der DDR-Vergangenheit beschäftigten, nochmal einen Rückbezug zur Gründungszeit. Das betraf z.B. das Projekt »Das moderne Indien in deutschen Archiven, 1706–1989« (MIDA) und die von Sophia Hoffmann geleitete Forschungsgruppe »Learning Intelligence: The Exchange of Secret Service Knowledge between Germany and the Arab Middle East 1960–2010«, in der es auch um die Rolle der DDR-Institutionen geht.

von Oppen 2007, mitten im Übergang von der DFG- zur BMBF-Förderung, wurde ich auf die Professur für Geschichte Afrikas an der Universität Bayreuth berufen – auch aufgrund der Erfahrungen, die ich am ZMO hatte sammeln können. Die nun folgende Phase habe ich daher nur aus einer Außenperspektive verfolgen können, vor allem als Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats (bis 2013).

Dabei fielen mir drei Tendenzen besonders auf: Zum einen nahm, wie von Dietrich Reetz bereits angedeutet, die Zahl der von dritter Seite geförderten, ›angelagerten‹ Forschungsvorhaben stark zu. Dadurch kam es zu einer erheblichen Diversifizierung der Themen, der Förderformate, der Herkunft der Forschenden, der Laufzeiten und Arten ihrer Verträge. Das erleichterte die nationale und internationale Vernetzung der Forschungen am ZMO enorm, während die Kohäsion unter den Mitarbeitenden auf Zentrums Ebene zurückging. Diese realisiert sich aber weiterhin vor allem in den Forschungsgruppen.

Zweitens verstärkten sich unter der Direktion von Ulrike Freitag, schon vor meinem Ausscheiden, die Bemühungen um eine dauerhafte institutionelle Eigenständigkeit des ZMO. Dass nach vielen Strategiepapieren und Evaluierungen schließlich 2017 die Aufnahme in die Leibniz-Gesellschaft gelang, ist der verdiente Lohn für beträchtliche Leistungen – auch wenn die Zahl der unbefristeten Stellen begrenzt bleibt.

Drittens fallen mir, über alle Innovationsschübe der Arbeit am ZMO, einige wesentliche Kontinuitäten auf. Das ist vielleicht unvermeidlich bei einem autobiographisch gefärbten Rückblick. Aber es scheint mir auch zu zeigen, dass das ZMO im Laufe seiner mehr als 25-jährigen Arbeit über zahlreiche ›Übergänge‹ hinweg einen Markenkern entwickelt hat, der ihm auch in Zukunft einen originären Platz in der nationalen und internationalen Forschungslandschaft sichern wird. Dabei geht es um bewährte Arbeitsstrukturen ebenso wie bestimmte Themen, die auch im neuesten Forschungsprogramm ab 2019 aufgegriffen und weiterentwickelt werden. Dazu gehört das Konzept der Translokali-tät, das wir für weltweit zu beobachtende Dialektiken von Abgrenzung und Verflechtung entwickelt hatten, die wir vor allem in der muslimisch geprägten Welt des Nahen Ostens, Asiens und Afrikas untersuchten. Auch hat sich durch die längerfristige enge Zusammenarbeit mit Forscher*innen aus Afrika und Asien ein verstärktes Interesse an deren Konzepten und Sprachen entwickelt.⁴

Dietrich Reetz, Politikwissenschaftler mit dem Schwerpunkt Südasiens, war von 1992 bis 2020 Mitarbeiter am ZMO, ab 2002 als Projekt- und Gruppenleiter in verschiedenen Formaten.

Achim von Oppen, Historiker und Sozialwissenschaftler mit dem Schwerpunkt Afrika, war von 1993 bis 2000 als wissenschaftlicher Mitarbeiter und von 2001 bis 2007 als Vizedirektor für Forschungsentwicklung am ZMO tätig.

⁴ Vgl. den Beitrag von Katrin Bromber (in diesem Band) und Ulrike Freitag/Achim von Oppen: »Translocality: An Approach to Connection and Transfer in Area Studies«, in: dies. (Hg.): *Translocality. The Study of Globalising Processes from a Southern Perspective*, Leiden 2010, S. 1–21.

Translokaliät – ein Kernbegriff zur Erforschung grenzüberschreitender Beziehungen im Globalen Süden

Katrin Bromber

Translokaliät ist eine Forschungsperspektive, welche die sich überlagernden und oftmals konflikthaften Interaktionen zwischen Menschen, Institutionen und Orten in ihrer historischen Tiefe in den Blick nimmt und die damit verbundenen Grenzüberschreitungen in ihrer Vielfalt berücksichtigt. Dieser Zugang untersucht globale Verflechtungen nicht als Einbahnstraße, sondern als Dynamik, bei der Verbindung und Entkopplung, Ein- und Ausschluss auf unterschiedlichen Ebenen von vornherein mitgedacht werden. Lokalitäten, Gemeinschaften oder Kulturen werden so nicht als starre Gebilde verstanden, sondern in ihrer mannigfaltigen Produktion betrachtet.¹ Das Ziel der Translokaliätsforschung am ZMO besteht darin, die unterschiedlichen historischen und aktuellen Beziehungen im globalen Süden (insbesondere in Asien, Afrika und dem Nahen Osten) und darüber hinaus besser zu verstehen.² Mit Blick auf die jeweiligen lokalen Akteure untersuchen wir die Dialektik von Überschreitung, Schaffung und Bestätigung von Grenzen und Räumen, und zwar sowohl der bestehenden als auch neuer, die durch translokale Praktiken entstehen.

Translokaliät als Leitmotiv in der Erforschung von Süd-Süd-Beziehungen

Der Begriff Translokaliät ist keine Erfindung des ZMO, sondern wurde in den 1990er Jahren im Zuge der ›räumlichen Wende‹ (*spatial turn*) in den Sozialwissenschaften eingeführt³ und in der Folge sehr unterschiedlich verwendet. Sein Gebrauch in der internationalen Forschungsliteratur verwies anfangs sowohl auf eine durch Bewegung geprägte räumliche Praxis als auch auf konkrete Orte, die durch diese Praxis wesentlich bestimmt sind. Er zeigte das Überschreiten zumeist politischer Grenzen an, konnte aber auch einfach räumliche Entfernung bedeuten. Thomas Zitelmann fasste die Verwendungsweisen des Begriffes folgendermaßen zusammen:⁴ Translokaliät ist, erstens, eine »geographische Metapher«. Sie suggeriert Veränderungen im menschlichen Aufeinandertreffen bzw. Austausch. Zweitens handelt es sich bei translokalen Phänomenen um »soziale Fakten«. Diese werden als trans-

1 Ulrike Freitag/Achim von Oppen: »Introduction: ›Translocality‹: An Approach to Connection and Transfer in Regional Studies«, in: dies. (Hg.): *Translocality – The Study of Globalizing Phenomena of a Southern Perspective*, Leiden 2010, S. 5.

2 Beim Schreiben dieses Beitrags konnte ich neben den zitierten Quellen auf die konzeptionellen Einleitungen der DFG-Anträge und -Berichte (2000–2007), also kollektiv verfasste Texte zurückgreifen. Ich danke vor allem Achim von Oppen, der als stellvertretender Direktor für Forschung die Synthetisierung unserer Forschungsergebnisse leistete, für die Erlaubnis, dieses Material zu verwenden.

3 Arjun Appadurai: »The Production of Locality«, in: Richard Fardon (Hg.): *Counterworks. Managing the Diversity of Knowledge*, London/New York 1995, S. 204–225.

4 Thomas Zitelmann: »Was ist Translokaliät?« Vortrag am ZMO, 8.4.2004.

lokale soziale Räume untersucht, weil sie außerhalb des nationalen Rahmens liegen. Translokalisierung wird, drittens, als »Imageproduktion, -distribution und -konsumption« verstanden. Michel Ben Arrous vermutete nicht zu Unrecht, dass Translokalisierung ein »Omnibus-Begriff« sei, mit dem jede*r verbindet, was er*sie will.⁵

Um der Entleerung des Begriffs entgegenzuwirken, zielte die Arbeit am ZMO darauf ab, ihn auf Grundlage empirischer Befunde konzeptuell zu schärfen.⁶ Als Ausgangspunkt unserer Forschungen zu außereuropäischen Gesellschaften dienten Beziehungen, die durch geographische und gleichzeitig politische, soziale und kulturelle Grenzüberschreitungen geprägt sind. Eine verstärkte historische Betrachtung sowie die Berücksichtigung unterschiedlicher Akteure sollten die vielfältigen Überlagerungen sozial-räumlicher Praxen stärker in den Vordergrund rücken. Ein Beispiel aus der Forschung zum Indischen Ozean: Die Perspektive auf den Indischen Ozean der in ländlichen Gebieten rekrutierten ostafrikanischen Soldaten, die während des Zweiten Weltkriegs das erste Mal über den Ozean in ihre Einsatzgebiete (z.B. Madagaskar oder Südasien) fuhren, unterschied sich deutlich von der Sichtweise religiöser, muslimischer Eliten, die entlang etablierter interozeanischer Netzwerke unterwegs waren. Wir gingen ferner davon aus, dass sich die von uns untersuchten Grenzüberschreitungen überschneiden und historisch überlagern können. Die hierdurch produzierten Orte, Räume und soziokulturellen Verdichtungen bezeichneten wir als »Zwischen-Räume«. Als wichtigste Fallbeispiele dienten uns der westliche Indische Ozean (zwischen Südasien, Golfregion und Ostafrika) und der Sahara-Raum zwischen Nord- und Westafrika. Der Begriff Zwischen-Räume deutet bereits an, dass es sich dabei nicht um einheitliche, stabile Entitäten handelt. Vielmehr ist ihnen eine prozesshafte Dynamik eigen.

Seascapes, sandscapes und die Umsetzung des Translokalisationsansatzes auf der Projektebene

Um Translokalisierung als konzeptionellen Ansatz auf der Projektebene umsetzen zu können, entwickelten die Forschungsgruppen zum Indischen Ozean und zu Trans-Sahara-Beziehungen *seascape* bzw. *sandscape* als Konzepte mittlerer Reichweite. Darunter sind maritim bzw. durch die Wüste geprägte soziale und kulturelle Landschaften zu verstehen, die durch menschliche Praxis, nachhaltige Kulturkontakte, Konflikte und Überlagerungen erzeugt und durch Diskursgemeinschaften religiöser, sozialer, politischer und ökonomischer

- 5 Michel Ben Arrous: »La translocalité, pour quoi faire?«, in: Laurence Marfaing/Steffen Wippel (Hg.): *Les relations transsahariennes à l'époque contemporaine. Un espace en constante mutation*, Paris/Berlin 2004, S. 415–442.
- 6 Den ersten konzeptuellen Beitrag zur Translokalisationsforschung am ZMO leistete Achim von Oppen: »L'évolution de recherche: la »translocalité« au Centre de Recherche sur l'Orient Moderne (ZMO)«, in: Marfaing/Wippel (Hg.): *Les relations transsahariennes* (Anm. 5), S. 401–414.
- 7 Brigitte Reinwald: »Espace(s) en mouvement? Quelques réflexions comparatives sur des processus translocaux«, in: Marfaing/Wippel (Hg.): *Les relations transsahariennes* (Anm. 5), S. 443–456; dies.: »Space on the Move. Perspectives on the Making of the Indian Ocean Seascape«, in: dies./Jan-Georg Deutsch (Hg.): *Space on the Move: Transformations of the Indian Ocean Space in the Nineteenth and Twentieth Century*, Berlin 2002, S. 9–20; Laurence Marfaing/Steffen Wippel: »Espace Transsaharien: espace en mouvement. Quelques réflexions pour une approche conceptuelle – une introduction«, in: dies. (Hg.): *Les relations transsahariennes* (Anm. 5), S. 7–26.

Natur in historisch nachvollziehbarer Weise reproduziert bzw. transformiert werden.⁷ Es ging uns darum, die veränderliche Topographie dieser Landschaften sichtbar zu machen und insbesondere ihre fortwährend reorganisierten und transformierten Strukturelemente zu identifizieren.

Ich möchte das am Beispiel der *seascape* des Indischen Ozeans im 19. und 20. Jahrhundert, die zwischen 2000 und 2007 am ZMO von sechs historisch arbeitenden Projekten untersucht wurde, etwas genauer demonstrieren.⁸ Ein wichtiges strukturgebendes Element waren die Tore zum Indischen Ozean, also die Küstenstädte. Im Zuge der Expansion von Kolonialherrschaft und Dampfschiffahrt konnten sie als Häfen an Gewicht gewinnen oder verlieren. Auch gesellschaftliche Charakteristika und symbolische Bedeutungen wandelten sich. Die Städte an den Küsten und ihre Bewohner wandten sich dem Meer stärker zu oder auch von ihm ab, sie wurden enger in die Binnenländer integriert oder aber gerieten ins Abseits. Ein weiteres strukturgebendes Element waren die Knotenpunkte des Indischen Ozeans: Aden zum Beispiel war nicht nur ein Tor zum Ozean, sondern stieg vor allem als Kohlestation und Drehkreuz des verstärkten Pilgerverkehrs kometenhaft auf. Ähnliches gilt für die Metropole Bombay, die sich zu einem Konzentrationspunkt moderner Transportarbeit entwickelte. Im Gegensatz dazu verkümmerten vormalige Knotenpunkte wie die Küstenstädtchen der indischen Malabarküste infolge geringerer Abhängigkeit der Dampfschiffahrt vom Monsun.⁹ Allerdings liefen Dampfschiffe deutlich weniger und andere Häfen an als Dhaus, die im Indischen Ozean weit verbreiteten Segelschiffe. Hieraus ergaben sich neue Chancen für den oft von Dhaus dominierten Küstenverkehr. Diese Entwicklungen veränderten nicht nur die Schiffrouten, sondern die interozeanischen sozial-ökonomischen Netzwerke insgesamt.

Die geographische Ausdehnung der *seascape* war ebenso Transformationen unterworfen. Die Kolonialökonomie und der Eisenbahnbau banden das Binnenland neu an die *seascape* an, verknüpften es etwa engstens mit dem Küsten- und Überseehandel, schlossen es an die maritimen Pilgerrouen an oder verwandelten es in Rekrutierungsgebiete für transozeanisch eingesetzte Seeleute, Soldaten, Eisenbahn- und Plantagenarbeiter. Umgekehrt haben kolonialstaatliche Regulierungen wie die Einführung von Pässen,¹⁰ vor allem aber die Entwicklung nach der Dekolonisation zu einer Verkleinerung dieser *seascape* geführt.¹¹ Schließlich wandelten sich auch die zeitlichen Dimensionen der *seascape*. Durch verkürzte Reise- und Transportzeiten sowie die enorme Beschleunigung des Informationsaustauschs (durch politische Nachrichten, Presseerzeugnisse, private Briefe, Telegramme und Bildquellen) wurden Interaktionsmuster verändert.¹² In diesem Zusammenhang wandelten sich perzeptorische Dimensionen der *seascape*, also die räumlichen Wahrnehmungs- und Deutungsmuster.¹³

⁸ Die folgenden Überlegungen wurden von Brigitte Reinwald, Jan-Georg Deutsch, Patrick Krajewski, Friedhelm Hartwig, Ravi Ahuja und Katrin Bromber erarbeitet.

⁹ Vgl. Ravi Ahuja: »Die ›Lenksamkeit‹ des ›Lascars‹. Regulierungsszenarien eines transterritorialen Arbeitsmarktes in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 31.3 (2005), S. 323–353.

¹⁰ Vgl. Friedhelm Hartwig: »The Segmentation of the Indian Ocean Region. Arabs and the Implementation of Immigration Regulations in Zanzibar and British East Africa«, in: Deutsch/Reinwald (Hg.): *Space on the Move*, S. 21–38.

¹¹ Vgl. Jan-Georg Deutsch: »The Indian Ocean World and a Very Small Place in Zanzibar«, in: Deutsch/Reinwald (Hg.): *Space on the Move*, S. 61–73.

Der Begriff der *seascape* diene keineswegs der Beschreibung eines immer umfassenderen, weitgehend ›störungsfreien‹ Interaktionsnetzwerkes oder Kommunikationsraumes. Vielmehr ist er als ein Kraftfeld konfigurierender gesellschaftlicher Akteure und Gruppen zu begreifen. Der ›Integrationsschub‹, besonders während des 20. Jahrhunderts, transformierte die *seascape* des Indischen Ozeans, indem er nicht nur alte ›Schließungen‹ und ›Verfestigungen‹ aufhob, sondern zugleich auch neue Grenzsetzungen, Exklusionen, Regulierungsszenarien und Zwangsmechanismen erzeugte. In ihrer jeweiligen historischen Verfasstheit birgt die *seascape* enormes Konfliktpotential. Die Dampfschiffahrt führte nicht nur zum Anwachsen der Hajj-Pilgerschaft, sondern auch zu ihrer Regulierung durch den Kolonialstaat. Die Eröffnung des Suezkanals (1869) resultierte nicht nur in einer enormen Vergrößerung des Handelsvolumens, sondern förderte auch eine restriktivere Kontrolle der Dhauschiffahrt. Das imperiale Verkehrssystem ermöglichte nicht nur eine neue Mobilität von Soldaten aus dem ostafrikanischen Binnenland nach Süd- und Südostasien, sondern erzeugte auch neue ideologische Kontrollmechanismen; es beförderte nicht nur die Entstehung neuer Arbeitsmärkte und von Mobilitätsstrategien ländlicher Gemeinschaften, sondern auch den Transfer restriktiver Disziplinierungstechniken.

Fokus auf Bewegung

Während sich die erste Arbeitsphase am ZMO verstärkt mit den Toren und Knotenpunkten translokaler Raumproduktion wie beispielsweise den Hafenzentren befasste, wählten wir in der zweiten Phase konkrete ›Bewegungen‹ von Menschen, Gütern und Ideen als Ausgangspunkt unserer Untersuchungen. Weder setzten wir hierbei Translokalisierung mit räumlicher Mobilität an sich gleich, noch verstanden wir darunter plurikulturelle Lokalisationen, in denen Migrantengemeinschaften unterschiedlicher Herkunft zusammentreffen. Vielmehr verwendeten wir ›Translokalisierung‹ zur Bezeichnung eines Spannungszustands zwischen Bewegung und Verfestigung, von dem vielfältige Wandlungsprozesse ausgehen.

Vor allem zwei Formen der Bewegung wurden von uns untersucht. Zum einen *ökonomisch oder politisch begründete Bewegungen*, wie beispielsweise die von Kleinhändlern und besonders Kleinhändlerinnen im nordwestlichen Afrika zwischen Senegal, Mauretanien und Marokko im 20. Jahrhundert.¹⁴ Zum anderen analysierten wir die translokale *Bewegung von Wissen*. Hierbei handelt es sich vor allem um religiöses (islamisches) Wissen, das durch Absolventen und Lehrkräfte religiöser Hochschulen zwischen Süd-, Südost- und Zentralasien und der arabischen Welt zirkuliert.¹⁵ Drei weitere Projekte, die sich mit der Armee-

12 Vgl. Katrin Bromber: »Blühende Medienlandschaften. Britische Informationspolitik für ostafrikanische Truppen während des Zweiten Weltkriegs«, in: *Sozial.Geschichte Extra* 22.3 (2007), S. 1–25.

13 Vgl. Brigitte Reinwald: »Tonight at the Empire« – Cinema and Urbanity in Zanzibar, 1920s to 1960s«, in: *Afrique et Histoire* 5 (2006), S. 81–109; dies.: »Travelling Pictures, Cinema Theatres, and Audiences in Zanzibar, 1920s to 1960s«, in: *ZIFF Journal* 1.1 (2004), S. 41–51.

14 Vgl. Elisabeth Boesen/Laurence Marfaing (Hg.): *Mobilités dans l'espace ouest-africain: ressources, développement local et intégration régionale*, Paris 2014.

15 Vgl. Chanfi Ahmed: »Networks of Islamic NGOs in Sub-Saharan Africa: Bilal Muslim Mission, African Muslim Agency (Direct Aid), and al-Haramayn«, in: *Journal of Eastern African Studies* 3.3 (2009), S. 426–437; Dietrich Reetz: »Travelling Islam – Madrasa graduates from India and Pakistan in the Malay Archipelago«, *ZMO Working Papers* 8 (2013), archiv.zmo.de/publikationen/WorkingPapers/reetz_2013.pdf (aufgerufen am 27. 5. 2021).

reform in Nordafrika von 1830 bis 1912 befassten, untersuchten die Translokalisierung von Wissen und den damit zusammenhängenden Einfluss der Bewegung alter und neuer militärischer Eliten in diesem geographischen Raum.¹⁶

Das ZMO bekam bereits bei seiner Gründung den Auftrag, verstärkt muslimische Gesellschaften zu untersuchen. Da es sich bei den am ZMO beforschten Regionen um muslimische Mehrheitsgesellschaften handelt, sind Süd-Süd-Beziehungen im Islam ein wichtiges Thema.¹⁷ Darüber hinaus erfuhr die durch frühere Programmphasen am ZMO etablierte Forschung zu außereuropäischen Erfahrungen mit den Weltkriegen durch die Translokalisierungsforschung einen wichtigen Schub. In Konferenzen und Publikationen trugen ZMO-Mitarbeiter*innen so zu einer stärkeren Vernetzung der aufkommenden internationalen Forschung zu außereuropäischen Wahrnehmungen der Kriege bei.¹⁸

Viele der von uns untersuchten translokalen Bewegungen hatten bereits Eingang in die historische Forschung zu Asien, Afrika und dem Nahen Osten gefunden. Unser Beitrag bestand demgegenüber in einem Perspektivwechsel. Während beispielsweise die sozial-ökonomische Geschichte Ostafrikas Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts vor allem im Rahmen von scheinbar getrennt verlaufenden Geschichten kolonial besetzter Landmassen formuliert wurde, legt die Perspektive von der Seeseite her andere Dynamiken, Chronologien und Handlungshorizonte frei, die quer zu den sich etablierenden Kolonialstaaten standen.¹⁹ Im Gegensatz zu einer transnationalen Betrachtung von Geschichte und Gegenwart erfasst die translokale Betrachtung eine größere historische Tiefe und breitere Blickwinkel.

Neue Impulse nach 2007

Translokalisierung im hier skizzierten Sinne als Forschungsperspektive und konkreter Untersuchungsgegenstand wurde zu einem grundlegenden Bestandteil unserer konzeptuellen Arbeit. Im ZMO-Forschungsprogramm »Muslimische Welten – Welt des Islam? Entwürfe, Praktiken und Krisen des Globalen« (2008–2019) befassten sich vor allem die Mitarbeiter*innen der Forschungsgruppe »Akteure im translokalen Raum« mit der Weiterentwicklung des Themas. Sie verglichen beispielsweise konkrete Fälle von Exil und Pilgerfahrt.²⁰ Aus sozial- und kulturanthropologischer Sicht untersuchten sie Migration als Idee und Vorhaben. Sie fragten nach der Rolle divinitorischer Praktiken für grenzüberschreitende räumliche Bewegung oder nach Formen der Selbstperfektionierung durch eine Verbindung von Arbeitsethos und Anpassungsfähigkeit, die im Zusammenhang mit translokalen Praktiken kultiviert werden. Besonders hervorzuheben ist die intensive historische und

¹⁶ Vgl. Odile Moreau: *L'Empire ottoman à l'âge des réformes: les hommes et les idées du »Nouvelle Ordre« militaire 1826–1914*, Istanbul 2007.

¹⁷ Vgl. Bettina Dennerlein/Dietrich Reetz (Hg.): »South-South Linkages in Islam«, in: *Comparative Studies of South Asia, Africa and the Middle East* 27 (2007), S. 3–6.

¹⁸ Heike Liebau u. a.: *The World in World Wars. Experiences, Perceptions and Perspectives from Africa and Asia*, Leiden 2010.

¹⁹ Vgl. Patrick Krajewski: *Kautschuk, Quarantäne, Krieg: Dhaubandel in Ostafrika 1880–1914*, Berlin 2006.

²⁰ Vgl. »»Out of place« or »Belonging?« Exile, Hijra and Communities«, *Workshopprogramm ZMO*, 30. 6.–2. 7. 2010, archiv.zmo.de/veranstaltungen/2010/Out_of_place_Programme_2010.pdf (aufgerufen am 20. 3. 2021).

gegenwartsbezogene Forschung zu Stadtentwicklungen im osmanischen Reich und dem arabischen Raum, die neue Akzente in der Debatte um Kosmopolitanismus setzte.²¹ Das seit 2020 laufende Forschungsprogramm »Translokale Verflechtungen neu denken: Perspektiven aus Asien, Afrika und dem Nahen Osten« wendet sich dem Paradigma der Translokalität in neuer Weise zu, und zwar mittels vier thematischer Zugänge: Das Forschungsfeld »Lebensalter und Generation« untersucht Beziehungen zwischen den Generationen, die vor allem durch Migration stabilisiert oder brüchig werden. »Umwelt und Gerechtigkeit« befasst sich mit Zusammenhängen zwischen lokalen und globalen Umweltveränderungen, sozialen Unterschieden und politischen Hierarchien. Im Forschungsfeld »Geschichtsbilder« spielt die Zirkulation von geschichtlichen Deutungsmustern eine wichtige Rolle. »Umstrittene Religionen« setzt sich in mehreren Projekten mit dem Spannungsverhältnis zwischen global zirkulierenden Mustern universitärer Bildung und der wachsenden Einbindung ebenfalls global zirkulierender Vorstellungen von religiös definierter Moral auseinander. Wichtig ist in diesem Forschungsprogramm die Verknüpfung von Translokalität mit Fragen von Gerechtigkeit. Dieser Ansatz spiegelt sich auch forschungspraktisch wider, indem Theorien und Intellektuelle aus dem Globalen Süden eine zentrale Rolle beim erneuten Nachdenken über translokale Verflechtungen einnehmen.

*Die Afrikawissenschaftlerin **Katrin Bromber** gehörte von 2001–2007 zu den Forschungsgruppen zum Indischen Ozean und ist aktuell Leiterin des Forschungsfeldes »Lebensalter und Generation« am ZMO.*

²¹ Vgl. Ulrike Freitag: »Cosmopolitanism« and »Conviviality? Some Conceptual Considerations Concerning the Late Ottoman Empires«, in: *European Journal of Cultural Studies* 17,4 (2014), S. 375–391; dies./Nora Lafi: »Introduction: Cosmopolitanism and Conflicts: Changes and Challenges in Ottoman Urban Governance«, in: dies. (Hg.): *Urban Governance under the Ottomans. Between Cosmopolitanism and Conflict*, London 2014, S. 1–17.

Umwelt und Gerechtigkeit in Afrika und Asien

Katharina Lange

Geisteswissenschaftliche Forschung im Anthropozän

Vor zwanzig Jahren prägten der Atmosphärenforscher Paul Crutzen und der Biologe Eugene Stoermer den Begriff des Anthropozän, um das gegenwärtige Erdzeitalter zu beschreiben. Im Anthropozän, so die These, ist der Mensch zum geologischen Faktor geworden: Menschliche Aktivität verändert nicht nur Klimadynamiken, sondern wirkt sich durch den Einsatz von Kunstdüngern, Pestiziden und Monokulturen auf biologische Systeme aus und sorgt durch die Ablagerung von Plastik, Aluminium oder Beton für die Entstehung neuer geologischer Schichten.¹ Seit Langem schon werden Themen wie Rohstoffabbau, Landwirtschaft, Biodiversität, Umweltverschmutzung oder Klimawandel aus naturwissenschaftlicher Sicht untersucht. Doch wie alle Domänen des menschlichen Lebens sind auch sie Gegenstand von (Um-)Deutungen, Interpretationen, Verhandlungen. Sie sind eingebettet in historisch gewachsene Machtbeziehungen und Hierarchien und verknüpft mit Unterschieden im sozialen Status. Und auch das Wissen um umweltbezogene Veränderungen selbst ist historisch und kulturell geprägt. Die Untersuchung seiner Formen, Paradigmen und seiner Sprache aus geisteswissenschaftlicher Perspektive ist daher ebenfalls notwendig, um Veränderungen in der Beziehung von Menschen und ihrer Umwelt fassen zu können. So sind in den letzten Jahren die umweltbezogenen Geisteswissenschaften (*environmental humanities*) immer mehr ins Zentrum geisteswissenschaftlicher Forschung gerückt, sowohl in den historischen Wissenschaften als auch in gegenwartsbezogenen Fächern wie der Ethnologie und den Regionalwissenschaften. Die Geographie als Wissenschaft am Schnittpunkt von natur- und sozialwissenschaftlichen Zugängen nimmt dabei eine Schlüsselrolle ein.

Am Leibniz-Zentrum Moderner Orient (ZMO) werden umweltbezogene Fragestellungen und Aspekte seit geraumer Zeit im Rahmen der übergeordneten Forschungsfragen nach Süd-Süd-Beziehungen in islamisch geprägten Gesellschaften diskutiert. In vergangenen Jahren durchgeführte Forschungsprojekte etwa zu sozialen und wirtschaftlichen Verflechtungen im Sahararaum oder zu den *seascapes* des Indischen Ozeans haben explizit die räumlichen Dimensionen von Mensch-Umwelt-Beziehungen thematisiert, wobei grenzüberschreitende Zirkulations- und Ausgrenzungsprozesse im Mittelpunkt standen. Diese zeigen sich nicht nur in Handels- und Warenströmen, sondern prägen die Ausbeutung von Rohstoffen ebenso wie daran gebundene politische oder ethische

1 Vgl. auch Paul J. Crutzen: *Das Anthropozän. Schlüsseltexte des Nobelpreisträgers für das neue Erdzeitalter*, hg. von Michael Müller, München 2019.

Auseinandersetzung; diese Themen waren zwischen 2014 und 2019 zentraler Gegenstand des ZMO-Forschungsfelds »Ressourcenpolitik«. Seit 2020 führt das neue Forschungsfeld »Umwelt und Gerechtigkeit« diese Fragestellungen weiter, erweitert aber den Blick um Themen wie Umweltbelastungen und Verschmutzung, Wahrnehmungen und Bewertungen des globalen Klimawandels, Landwirtschaft und Aquakulturen. Gegenwärtig (im Frühjahr 2021) setzt sich das Forschungsfeld aus acht Forscherinnen und Forschern unterschiedlicher disziplinärer Hintergründe zusammen, deren Fallstudien in regionalen Kontexten von Westafrika bis Indonesien angesiedelt sind.

Umwelt und Gerechtigkeit

Mensch-Umwelt-Beziehungen sind eingebettet in politische und soziale Machtgefälle und Hierarchien, die oft eine lange Geschichte haben und über den jeweiligen lokalen Kontext hinausweisen. Umweltveränderungen können solche länger bestehenden Ungleichheiten widerspiegeln und verfestigen, aber auch Hierarchien umstürzen und neue politische und wirtschaftliche Abhängigkeiten schaffen. Veränderungen können beispielsweise durch die Einführung neuer Technologien und Infrastrukturen ausgelöst oder geprägt werden, durch die Erschließung und Einbeziehung abgelegener oder wenig genutzter Räume und Ressourcen in regionale und globale Märkte oder durch politische Brüche, die gesetzliche Rahmenbedingungen verändern. Gerade in Umbruchsituationen streiten Akteure immer wieder darüber, wie Mensch-Umwelt-Beziehungen aussehen sollten, wie sie ausgewogener oder nachhaltiger gestaltet werden können. Vor diesem Hintergrund fragen wir danach, wie die beteiligten Akteure in solchen umweltbezogenen Veränderungsprozessen agieren, wie sie diese bewerten und interpretieren. Werden zunehmende Umweltverschmutzung, die Auswirkungen des Klimawandels oder der Abbau und die Umverteilung von Rohstoffen als ungerecht empfunden und diskutiert? Und wie werden sie zu breiteren Diskussionen in Beziehung gesetzt – zum Beispiel Diskussionen um soziale Gerechtigkeit?

Diese Fragen schließen an internationale Debatten an. Zahlreiche Studien belegen, dass die Auswirkungen von Umweltbelastungen differenziert erfahren und wirksam werden: Menschen mit geringerem sozialem Status sind oft Schadstoffen und Verschmutzungen stärker ausgesetzt; sie haben weniger Zugang zu sauberem Trinkwasser oder leben in Gegenden mit stärkerer Luftverschmutzung. Die hier angesprochenen Statusunterschiede können sich auf Geschlecht (*gender*) ebenso beziehen wie auf Einkommens- bzw. Klassenunterschiede oder ethnische Zugehörigkeit. Unter dem Stichwort Umweltgerechtigkeit (*environmental justice*) wurden seit den 1980er Jahren in den USA zunächst Fragen der sozial ungleichen Verteilung von Umweltbelastungen beispielsweise durch Schadstoffe und Gifte, aber auch des Zugangs zu natürlichen Ressourcen – Land, Wasser – verhandelt.² In den letzten Jahrzehnten hat der Begriff der Umweltgerechtigkeit auch in anderen

² Vgl. beispielsweise Richard D. Bullard: »Anatomy of Environmental Racism and the Environmental Justice Movement«, in: ders. (Hg.): *Confronting Environmental Racism: Voices from the Grassroots*, Boston 1993, S. 15–40.

Regionen an Bedeutung gewonnen, so vor allem in Lateinamerika, Süd- und Südostasien.³ In anderen am ZMO untersuchten Regionen dagegen hat sich der Begriff bisher weniger etabliert, obwohl auch dort Fragen zum angemessenen Umgang mit Natur seit vielen Jahrhunderten Gegenstand von Auseinandersetzungen sind. So haben Streit um Wasser, Land und Bodenschätze immer wieder zu kriegerischen Auseinandersetzungen geführt und differenzierte gewohnheitsrechtliche oder kodifizierte, oft theologisch begründete juristische Regelungen hervorgebracht. Insbesondere im 20. Jahrhundert entstanden in vielen Ländern neue politische Parteien, die sich Forderungen nach Agrar- und Landreformen auf die Fahnen schrieben.

Die Verwendung des Begriffs Umweltgerechtigkeit als Analysekategorie in unterschiedlichsten Kontexten wirft jedoch auch Fragen auf. Während es relativ einfach scheint, die ungleiche Verteilung von Vorteilen und Belastungen als ungerecht zu kritisieren, ist die Definition dessen, was gerecht wäre, weitaus schwieriger und oft umstritten.⁴ In konkreten Auseinandersetzungen um Land, Bodenstoffe oder Verschmutzungen wird zudem oft nicht der Gerechtigkeitsbegriff verwendet, sondern mit anderen Kategorien argumentiert – beispielsweise mit Würde (der Möglichkeit, auf einer gesicherten materiellen Grundlage ein würdevolles Leben zu führen) oder mit Verantwortung (für wirtschaftlich und politisch Schwächergestellte, für die Umwelt, für nachfolgende Generationen). In diesem Sinne versteht das Forschungsfeld den Begriff Umweltgerechtigkeit nicht als universale, selbstverständliche Kategorie, sondern nutzt die beiden Stichwörter Umwelt und Gerechtigkeit als Kurzbegriffe, die auf breitere Themenfelder verweisen und jeweils mit Bezug auf den lokalen Kontext verstanden und hinterfragt werden müssen.

Beispiele und Themenfelder

Mensch-Umwelt-Beziehungen müssen grenzüberschreitend untersucht werden: Wirtschaftszweige wie Fischerei, Landwirtschaft und der Abbau von Bodenschätzen sind in globale Handelsströme eingebunden, Phänomene wie Luft- oder Wasserverschmutzung, steigende Meeresspiegel, veränderte Niederschlagsmuster, Dürren und extreme Hitze machen vor Ländergrenzen nicht Halt. Umweltbezogene Bewegungen, Interpretations- und Deutungsmuster können in sehr unterschiedlichen lokalen Kontexten wirksam werden. Um das Wechselspiel zwischen »Bewegung« und »Einrichtung« in grenzüberschreitenden Austauschbeziehungen und die Vernetzung verschiedener geographischer Skalen analytisch geschärft zu betrachten, greifen die Projekte des Forschungsfelds auf Überlegungen zum Begriff der Translokaliät zurück, der seit vielen Jahren ein wichtiger Leitgedanke der Forschung am ZMO ist (vgl. den Beitrag von Katrin Bromber in diesem Band).

3 Einen aktuellen Überblick gibt das Handbuch von Ryan Holifield/Jayajit Chakraborty/Gordon Walter (Hg.): *The Routledge Handbook of Environmental Justice*, London 2018. Für die Rezeption im deutschsprachigen Kontext vgl. Horst-Dietrich Elvers: »Umweltgerechtigkeit«, in: Matthias Groß (Hg.): *Handbuch Umweltsociologie*, Wiesbaden 2011, S. 464–484, sowie Michael Flitner: »Umweltgerechtigkeit: Ein neuer Ansatz der sozialwissenschaftlichen Umweltforschung«, in: Peter Meusburger/Thomas Schwan (Hg.): *Humanökologie: Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*, Stuttgart 2003, S. 139–160.

4 Vgl. David Schlosberg: *Defining Environmental Justice: Theories, Movements, and Nature*, Oxford 2007, insb. S. 3–9.

Die am ZMO erforschten Regionen in Asien und Afrika, einschließlich der sogenannten WANA-Region (Westasien/Nordafrika) gehören laut Weltklimarat zu den Gebieten der Erde, die in den kommenden Jahren und Jahrzehnten am stärksten unter den Folgen des globalen Klimawandels leiden werden – obwohl es die Bevölkerung der Industrieländer ist, die den größten Anteil an der weltweiten Emission von Treibhausgasen hat.⁵ Dennoch gibt es im Vergleich zu naturwissenschaftlichen Studien bisher nur wenige systematische kulturwissenschaftliche Forschungen darüber, wie lokale Akteure in den genannten Regionen die Folgen des Klimawandels erfahren und mit ihnen leben, sie deuten und auf sie reagieren.

Der Klimawandel und der Umgang mit seinen Folgen kann in mehrfacher Hinsicht als Zukunftsthema bezeichnet werden. Zum einen liegt das an der Dringlichkeit der Klimakrise, die wissenschaftliche wie politische Diskurse zunehmend prägt und in den kommenden Jahren weiter prägen wird. Zum anderen greifen bei diesem Thema die Zeitebenen Gegenwart und Zukunft ineinander, da Visionen künftiger Entwicklungen bereits heute Veränderungsprozesse auslösen und gestalten.⁶ Insofern Projektionen der Zukunft bereits in der Gegenwart wirksam werden, rücken diese Zukunftsvisionen selbst ins Zentrum der Forschung und werfen vielfältige Fragen auf: Welche Wissensformen und Modelle zukünftiger Entwicklungen zirkulieren in den betroffenen Regionen? In welches Verhältnis werden zum Beispiel Computermodelle, erfahrungsbasiertes Wissen und religiös geprägte Deutungsmuster gebracht? Wie werden häufig sehr abstrakte und komplexe Projektionen und Modelle vor Ort in praktische Politik übersetzt? Oder andersherum gefragt, welche politischen oder wirtschaftlichen Veränderungen werden mit dem Verweis auf bestimmte Projektionen der Zukunft legitimiert? Wer ist an der Aushandlung solcher Zukunftsvisionen und den aus ihnen abgeleiteten Konsequenzen beteiligt, wer davon ausgeschlossen? Wie wirken sich bestimmte Voraussagen auf individuelle Pläne und Lebensentwürfe aus, und welche Handlungs- und Deutungsspielräume haben lokale Akteure?

In Westafrika beispielsweise hat die Erderwärmung drastische Auswirkungen. So mussten an der Küste des Senegal aufgrund des steigenden Meeresspiegels bereits zehntausende Menschen ihre Häuser aufgeben. Die Geographin Juliane Schumacher untersucht gegenwärtig am ZMO, wie lokale und internationale Akteure – staatliche Stellen ebenso wie NGOs, Fischer oder Küstenbewohner*innen – um eine nachhaltige und gerechte Nutzung und Planung der senegalesischen Küste streiten. Projekte zum Schutz oder zur Wiederaufforstung von Mangrovenwäldern sollen Kohlendioxid binden und die Folgen des Klimawandels abmildern, führen andererseits aber dazu, dass Anwohner*innen, die in

⁵ Vgl. *Climate Change 2014: Synthesis Report. A Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*, Genf 2014.

⁶ Ähnliche Erkenntnisse wurden auch bereits in der Forschung zur Ressourcenpolitik formuliert. So hat Gisa Weszkalnys, die 2015 als Gastwissenschaftlerin am ZMO war, am Beispiel des westafrikanischen São Tomé und Príncipe gezeigt, dass die Erwartung zukünftiger Ölförderung und die daraus resultierende Angst vor katastrophalen Auswirkungen bereits politische Maßnahmen und Veränderungen generieren können, auch wenn (noch) gar kein Öl gefördert wird: Gisa Weszkalnys: »Anticipating Oil: The Temporal Politics of a Disaster Yet to Come«, in: *The Sociological Review* 62.1 (2014), S. 211–235. Mit den zeitlichen Dimensionen von Rohstoffgewinnung hat sich auch Lorenzo d'Angelo (ZMO-Gastwissenschaftler 2016) auseinandergesetzt: Lorenzo d'Angelo/Robert J. Pijpers: »Mining Temporalities: An Overview«, in: *The Extractive Industries and Society* 5.2 (2018), S. 215–222. Generell auch Elizabeth E. Ferry/Mandana E. Limbert (Hg.): *Timely Assets: The Politics of Resources and Their Temporalities*, Santa Fe 2008.

diesem Gebiet ohnehin bereits unter der Versalzung der Küstengewässer aufgrund des steigenden Meeresspiegels leiden, von herkömmlichen Einkommensquellen wie der Fischerei oder der Muschelzucht ausgeschlossen werden. Schumacher fragt danach, welche Wissensformen in dieser Situation artikuliert und als Legitimierungsdiskurse eingesetzt werden. Wie werden die infrastrukturellen Maßnahmen und Projekte zur Abmilderung der Folgen des Klimawandels mit allgemeineren Erfahrungen von Staatlichkeit sowie älteren und jüngeren Wachstums- und Fortschrittserzählungen in Verbindung gebracht? Und was bedeutet das für die Akzeptanz von Klimaschutzmaßnahmen?

Die Frage nach unterschiedlichen Formen des Wissens um die Folgen des Klimawandels ist ebenso interessant wie komplex, weil gerade Veränderungen des Klimas – im Gegensatz beispielsweise zu Veränderungen von Temperatur oder Niederschlag – nicht unmittelbar erfahrbar sind. Das bedeutet, dass kausale Zusammenhänge immer aus abstrakteren Wissensformen abgeleitet werden müssen, wodurch ein großer Spielraum für Deutungen und Zweifel an wissenschaftlichen Modellen entsteht.⁷ Ähnlich verhält es sich bei Umweltbelastungen, die nicht direkt sicht- oder fühlbar sind, beispielsweise radioaktive Strahlung. In bestimmten Konstellationen können Akteure wie staatliche Behörden oder privatwirtschaftliche Konzerne die Gefahren gezielt verschleiern oder die Verbreitung von Wissen darüber einschränken. Aus solchen Konstellationen können vielfältige Verunsicherungen entstehen.⁸

Gegenwärtig bearbeitet Nikolaos Olma am ZMO ein Projekt zum Leben mit radioaktiven Abfällen in der Stadt Mailuu-Suu in Kirgisistan. Hier wurde bis in die späten 1960er Jahre Uranerz abgebaut und auch Uran aus anderen Regionen (unter anderem der DDR) weiterverarbeitet. Obwohl es keine Uranindustrie in Mailuu-Suu mehr gibt, leben die Einwohner nach wie vor mit den Auswirkungen der Strahlung, die von den noch immer kaum oder nur unzureichend gesicherten Abfällen ausgeht. Allerdings verfügen sie nur über beschränkte Mittel, sich vor den Folgen radioaktiver Strahlung zu schützen, und wissen oft auch nur wenig über die Zusammenhänge zwischen den materiellen Spuren von Uranabbau und -verarbeitung und körperlichen Symptomen und Krankheiten; ein Wissensmangel, der sich zumindest teilweise auf die explizite Geheimhaltungspolitik der Sowjetzeit zurückführen lässt. Unter Rückgriff auf die oben zitierten Überlegungen zu Umweltgerechtigkeit fragt Olma, inwieweit sich diese Situation als ein Fall von »epistemischer Ungerechtigkeit« verstehen lässt.⁹

Eine weitere relevante Fragestellung, die bereits in vergangenen Jahren immer wieder am ZMO diskutiert wurde, betrifft das Verhältnis von ländlichen und städtischen Räumen. Das oft als Gegensatz wahrgenommene Verhältnis von Stadt und Land erscheint aus

7 Vgl. Jessica Barnes: »Uncertainty in the Signal: Modeling Egypt's Water Futures«, in: *Journal of the Royal Anthropological Institute* 22.S1 (2016), S. 46–66.

8 Vgl. Patrick Schukalla: »Becoming the Nuclear-Front-End. Zur Verschiebung der »nuklear-extraktiven Grenze« nach Tansania«, in: *Prokla* 189 (2017), S. 605–622.

9 Vgl. Miranda Fricker: *Epistemic Injustice: Power and the Ethics of Knowing*, Oxford 2007.

10 André Chappatte/Ulrike Freitag/Nora Lafi (Hg.): *Understanding the City through its Margins. Pluridisciplinary Perspectives from Asia, Africa and the Middle East*, London 2018.

einer Umweltforschungsperspektive eher als Kontinuum – allerdings unter den Vorzeichen ungleicher Machtverhältnisse. Dies gilt nicht nur ganz buchstäblich im Hinblick auf die überall sichtbaren periurbanen Übergangszonen, sondern auch auf analytischer Ebene.¹⁰ Unter dem Schlagwort des städtischen Stoffwechsels (*urban metabolism*) wird das Verhältnis zwischen urbanen Konglomerationen und ländlichen Räumen als eine Abhängigkeitsbeziehung sichtbar, in der die stetig wachsenden urbanen Zentren für ihre Unterhaltung und Ernährung immer mehr ländliche Ressourcen – Anbauflächen, Wasservorräte oder Arbeitskräfte – mobilisieren und im Gegenzug Müll, Abfälle und Abwässer am ländlichen oder stadtnahen Rand entsorgen. Darüber hinaus sind städtische Räume für den Großteil der weltweiten Treibhausgasemissionen verantwortlich.¹¹ Während diese ungleichen Verflechtungen zwischen ländlichen und städtischen Räumen in den letzten Jahrzehnten stark beschleunigt ablaufen und an Umfang zunehmen,¹² bezieht die am ZMO geleistete Forschung auch den Blick auf vergangene Jahrhunderte ein. Dabei zeigt sich, dass sich Lebensverhältnisse und Handlungsoptionen in ländlichen Räumen nicht nur durch Entwicklungen in den ihnen unmittelbar benachbarten Städten verändern, sondern dass – wie in kolonialen Kontexten ersichtlich – auch Entscheidungen in räumlich weit entfernten Metropolen unmittelbar in Anbaupraktiken oder Rohstoffabbau vor Ort intervenieren. Solch vielfältige Verflechtungen illustriert beispielsweise Jacob Nerenbergs aktuelles Forschungsprojekt zu unterschiedlichen Vorstellungen und Visionen von ländlicher Entwicklung in der westindonesischen Provinz Westpapua. Diese Region, um die sich die westpapuanische Unabhängigkeitsbewegung und die indonesische Regierung streiten, beherbergt die weltweit wichtigste Gold- und Kupfermine. Die damit verbundenen politischen Konflikte sollen unter anderem durch wirtschaftliche und infrastrukturelle Entwicklungsmaßnahmen entschärft werden. Die Pläne für den Ausbau der Infrastruktur werden vor Ort jedoch unterschiedlich aufgenommen. Kritiker befürchten, dass sie vor allem auswärtigen Investoren den Zugang zu den Bodenschätzen der Region erleichtern sollen; Befürworter, darunter viele alteingesessene Landbesitzer, erhoffen sich dagegen eine bessere Anbindung an städtische Zentren und Märkte und damit auch eine Erweiterung ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten. Nerenberg fragt, wie in dieser Situation lokale politische Akteure und regionale Machtblöcke divergierende Vorstellungen von gerechter Entwicklung formulieren und gegeneinander abwägen.¹³

11 Vgl. Michelle Betsill/Harriet Bulkeley: *Cities and Climate Change: Urban Sustainability and Global Environmental Governance*, London 2005.

12 Vgl. Erik Swyngedouw: »Urbanization and Environmental Futures: Politicizing Urban Political Ecologies«, in: Tom Perreault/Gavin Bridge/James McCarthy (Hg.): *Handbook of Political Ecology*, London 2015, S. 609–619, hier S. 609. Vgl. auch Thomas Elmqvist u. a.: »Urbanization in and for the Anthropocene«, in: *npj Urban Sustain* 1.6 (2021), doi.org/10.1038/s42949-021-00018-w.

13 Vgl. Jacob Nerenberg: »Start from the Garden: Distribution, Livelihood Diversification, and Narratives of Agrarian Decline in Papua, Indonesia«, in: *Development and Change* (im Erscheinen).

Die hier genannte Auswahl an Themen und Fragestellungen kann nur einen begrenzten Einblick in die aktuelle ZMO-Forschung zu Umweltveränderungen unter den Vorzeichen sozialer Ungleichheit geben. Die Projekte mögen zwar hinsichtlich ihrer Fokussierung und ihrer Forschungskontexte sehr unterschiedlich sein, sind aber durch das gemeinsame Interesse an Querschnittsfragen nach Wissen und Unwissen, der Verzahnung von Ländlichkeit und Urbanität, dem Leben mit Klimawandel und Verschmutzung verbunden. Zu ihrer Beantwortung greifen die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf ein breites Repertoire von Methoden und Quellen zurück, das quantitative Langzeitbetrachtungen klimatischer Veränderungen ebenso einschließt wie teilnehmende Beobachtung oder biographische Interviews. Unabhängig von ihrem jeweiligen disziplinären oder nationalen Hintergrund ist dabei allen Forscherinnen und Forschern gemeinsam, dass sie die jeweils beteiligten Menschen als handelnde und deutende Akteure in den Mittelpunkt stellen.

Die Kultur- und Sozialanthropologin Katharina Lange leitet seit 2020 am ZMO das Forschungsfeld »Umwelt und Gerechtigkeit«.

25 Jahre Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin



HERAUSGEBER

Geisteswissenschaftliche Zentren Berlin e.V.

Schützenstraße 18 /// 10117 Berlin

FON +49 (0) 30 · 20192130 /// FAX +49 (0) 30 · 20192120

www.gwz-berlin.de

Bestellungen

E-MAIL post@gwz-berlin.de

REDAKTIONSLEITUNG

Dirk Naguschewski

TEXTREDAKTION

Ulrike Freitag, Eva Geulen, Claude Haas, Dirk Naguschewski, Fabienne Salfner

BILDREDAKTION

Fabienne Salfner, Susanne Schroeder (S. 26–37), Dirk Naguschewski (S. 56–67),

Lena Herzog (S. 90–101)

KORREKTORAT

Georgia Lummert

BILDNACHWEISE

Christina Beckmann ABB 19, 25 /// Insa Braun ABB 53 /// Anika Buessemeier ABB 83, 86, 87 ///

Ulrich Dahl ABB 10, 16 /// Jana Fahrenwalde ABB 20 /// Dominik Flügel ABB 56 ///

Ulrike Freitag ABB 84 /// Susanne Fuchs ABB 11, 22 /// Friederike Hechler ABB 14 ///

Stefan Kirmse ABB 78 /// Amélie Losier ABB 38–42, 44, 46 /// Claudia Maienborn ABB 6–8 ///

Bärbel Möllmann ABB 64, 74, 76, 79, 80, 82, 85 /// Dagmar Morath ABB 43 ///

Dirk Naguschewski ABB 34, 45, 49, 51, 52, 54, 55, 57–59 /// Philipp von Recklinghausen ABB 36 ///

Fabienne Salfner ABB 15, 28 /// Kerstin Schwabe ABB 1, 2, 9, 13, 18, 26 /// Matthias Stief ABB 17,

47, 48, 50 /// Alexander Turtureanu ABB 30 /// Kerstin Vihmann ABB 23, 24 ///

ZAS ABB 3–5, 12, 21, 27, 29 /// ZfL ABB 31–33, 35, 37 /// ZMO ABB 60–63, 65–73, 75, 77, 81

GESTALTUNG

Goldwiege | Visuelle Projekte

DRUCK

druckhaus köthen GmbH & Co. KG

25
JAHRE
GWZ ZAS zfl ZMO